

Von Scherben und Glück

Ein Projekt der Andernacher Ehrenamtsinitiative ELSA
in Kooperation mit dem VHS-Kurs „Schreiben!“



Ohne wäre alles nichts

Die Fragen rund um Glück, Zufall oder Vorhersehung beschäftigen den Menschen von Anfang an. Schon der Jäger in der Steinzeit dürfte sich nach einem erfolgreichen Beutezug gesagt haben: „Mensch, wieder einmal Glück gehabt und schneller als Mammut und Säbelzahniger gewesen.“ Natürlich hat er das so nicht verbal geäußert und höchstwahrscheinlich das Phänomen auch anders empfunden. Glück gab es in allen Zeiten und allen Kulturen.



Werfen wir kurz einen Blick auf die Märchen. Auch dort taucht das Motiv sehr häufig auf. Am ehesten fällt wohl das Augenmerk auf „Hans im Glück“. Hier kommt es schon im Titel vor. Selbst wenn sich für den Hans der Tausch aus materiellen Gründen immer weniger lohnt, bleibt er ein glücklicher und zufriedener, gut gelaunter Mensch. Was will man mehr?

Auch in der Philosophie lassen sich mit den Schriften über das Glück ganze Bibliotheken füllen. Bei John Stuart Mill gipfelt das Ganze sogar in einer Quantifizierung von Glück.

Was aber hat das alles mit dieser Broschüre zu tun? Leicht gesagt. Im Herbst 2020 stand der Gedanke im Raum, nach zwei erfolgreichen Projekten ein weiteres für 2021 in Angriff zu nehmen. Die aktuelle Situation der Pandemie hat uns dabei das Motiv in die Wiege gelegt: Was täte den Menschen in diesen stürmischen Zeiten besser als ein Quäntchen Glück. Und so war die Idee geboren, zur Verwirklichung dieses Projekts die Mitglieder der Autorengruppe um Gabriele Keiser und die Andernacher Ehrenamtsinitiative ELSA (Essbar - Lesbar - Schreibbar - Andernach) zusammenzuführen.

Mit Unterstützung des Literaturwerks Rheinland-Pfalz-Saar e.V. und diverser Sponsoren halten Sie nun das Produkt in Ihren Händen. Wir wünschen Ihnen bei der Lektüre viel Vergnügen. Es würde uns ungemein freuen, wenn alle Beteiligten mit diesen Geschichten auch Ihnen ein kleines Stückchen Glück vermitteln könnten.

Frank Merken

Kümmerer der Ehrenamtsinitiative ELSA

Textbeiträge

4	Auf der Suche	Ellen Graf
6	Die grüne Blechdose.....	Dagmar Pascher
10	Die Summe der Dinge	Johanna Braun
14	Mamas Fritjes.....	Petra Weber
16	Fortunas Gunst	Guido Theodor Krämer
21	Lust aufs Leben	Frank Merken
22	Simons Tag.....	Petra Schmidbauer
26	Glück auf, der Steiger kommt	Gerd Nachtsheim
30	Die Arche Noah	Thomas Schneider
34	Die Zeit, die es braucht	Karin Zielke
37	Krach im Kreisel.....	Manfred Nachtsheim
40	Madame Fortuna	Tanja Haas
44	Lichtblicke	Gerda Stark
48	In einer kalten Winternacht	Christina Merkel
51	Zwischenzeit.....	Markus Bäcker
54	Wenn Schuld von Glück überwuchert wird.....	Ursula Goldau

Bildbeiträge

1	Bewegung.....	Klaus-Peter Püschel
5	Fu - Glück.....	Ellen Graf
6	Am Wegesrand.....	Klaus-Peter Püschel
11	Blumenstrauß in ‚Andernacher‘ Vase.....	Viktor Neufeld
14	Dünen in Renesse.....	Petra Weber
17	Am Stadtrand.....	Klaus-Peter Püschel
18	Fliederduft	Petra Weber
21	Glück ist etwas Besonderes.....	Gabriele Specht-Birlem
22	Im sommerlichen Farbenrausch	Rita Krupp
27	Dorffest in Matraia/Toskana.....	Sigrid Brenner
30	Freiheit	Ursula Germann
35	Sehnsucht nach dem (noch?) Unerreichbaren	Sigrid Brenner
38	Der Augenblick.....	Ursula Germann
41	Lebensfreude	Sigrid Brenner
44	Sterntaler-Frau.....	Rita Krupp
47	Start to the moon (Aufbruch in die Zukunft).....	Rolf Struve
48	Zwei Bäume	Carmen Rakemann
51	Mein Glück: Städtereisen	Carmen Rakemann
52	Vogelgezwitscher	Carmen Rakemann
64	Liebe und Vergebung.....	Viktor Neufeld

Sonstiges

56	Autorinnen, Autoren, Künstlerinnen und Künstler
63	Impressum

Zum Titelbild:

„Bewegung“ von
Klaus-Peter Püschel,
2019, Acryl auf Lein-
wand, 80 x 80 cm.

Auf der Suche

Ellen Graf

Was ist Glück? Was könnte ich nur über Glück schreiben? Oft macht man sich ja erst dann Gedanken darum, wenn man sich von selbigem verlassen fühlt. Wir kennen das Glücksschwein, den Glücksklee, den Glückspilz und die Glückssträhne, sowie unzählige Sprichwörter, die diesen erstrebenswerten Zustand zu beschreiben versuchen. Das, was der eine darunter versteht, mag von einem anderen jedoch nur müde belächelt werden. Somit zeigt sich deutlich, wie individuell dieses subjektive Wohlbefinden ist.

Formal gesehen, gibt es das Glück nur im Singular. Per Definition ist Glück ein besonders günstiger Zufall, eine positive Fügung des Schicksals. Es ist der freudig bewegte Gefühlsüberschwang, den man empfindet, wenn man die ersehnten ideellen oder materiellen Güter erlangt hat. Man kann es sich nicht erarbeiten oder verdienen. Es ist einfach da und nicht bestechlich. Man hat es oder eben nicht. Oder ist Glück vielleicht das, was man aus den gegebenen Umständen macht?

Jeder kann nur für sich selbst beschreiben, was er unter diesem Begriff versteht. Schließlich gibt es die unterschiedlichsten Glücksarten. Ist es Glück, wenn ich in einer überfüllten U-Bahn, während der Rushhour, einen Sitzplatz erwische? Ja, in dem Moment schon, obwohl es ein sehr flüchtiges Hochgefühl ist und meistens nicht einmal bis zur nächsten U-Bahn Station anhält. Zu diesen flüchtigen Glückserlebnissen zähle ich auch das Lächeln eines Fremden im Vorübergehen, einen vorbeiflatternden Schmetterling oder das unverhoffte, herzhafte Lachen über eine komische Situation. Das ist kein schlechtes Glück, lediglich ein kurzes, an der Oberfläche kratzendes, das sehr schnell vergessen wird.

Ist Glück ein Lottogewinn? Erfolg? Zehn Kilogramm Gewichtsverlust? Oder etwa eine neue Nase? Solche Formen von Glück, die auf Veränderungen von außen beruhen, gaukeln vor, dass das Leben nur mit einer kleinen Stupsnase lebenswert ist. Dass, mit dem richtigen Partner an der Seite, die Sonne in Zukunft tagtäglich scheinen wird. Oder man glaubt, nur das neue, flotte Auto werde einen in niemals endende Verzückerung versetzen. Es mag sein, dass all diese Sachen eine momentane Ekstase auslösen, die jedoch keinen dauerhaften Bestand haben wird. Nur bedingt ist man zufrieden oder dankbar, und mit Hilfe dieser Mittel versucht man lediglich, die innere Leere mit Äußerlichkeiten anzufüllen. Und nachdem man das bemerkt hat, wird die Leere noch größer.

In meiner Schulzeit habe ich es als höchste Erfüllung angesehen, diese mit dem Abitur abzuschließen. Danach sollte alles besser, aufregender und interessanter werden. Nach bestandener Prüfung verspürte ich zwar ein Hochgefühl, das jedoch nicht einmal bis zur Abifeier angehalten hat. Pauken und Trompeten, die in meiner Vorstellung eine große Rolle gespielt hatten, waren nirgends zu hören.

Während des Studiums, das darauf folgte, setzte ich all meine Hoffnung auf den Magisterabschluss. Denn dann müsste sich doch wirklich alles schlagartig ändern und in meiner Vorstellung hüpfte ich im Freudentaumel durch mein weiteres Leben. Der Tag kam. Wieder keine Pauken, keine Trompeten, keine Fortuna auf ihrer Kugel und kein anhaltender Gefühlsüberschwang, lediglich ein sehr kurzes Wohlbehagen, das von noch kürzerer Dauer als beim Abitur war. Ich war dankbar, aber nicht glücklicher, euphorischer oder zufriedener als zuvor.

Nun galt es, einen perfekten Arbeitsplatz zu suchen. Schnell fand ich eine prestigeträchtige Stellung, wurde zu Cocktailpartys und Empfängen eingeladen und plauderte, an Kanapees knabbernd, mit Diplomaten, Politikern und Künstlern aus aller Welt. Diese Zeit war äußerst interessant und kurzweilig, aber Glück, tiefe Erfüllung, habe ich dabei nicht empfunden. Im Gegenteil, die innere Leere breitete sich immer mehr aus und so langsam, ganz langsam sind mir die Ideen ausgegangen, wie ich das Glück als Dauerzustand in mein Leben integrieren könnte.

Was folgte, waren Höhen und Tiefen, einige Rückschläge, ich habe viel gesehen und viel erlebt. Heute weiß ich nur zu gut, dass Glück sich nicht von Äußerlichkeiten ableiten lässt. Es ist vergänglich und kann folglich gar nicht von Dauer sein. Aber was ist Glück nun? Im Grunde ist es ein abstrakter Begriff, der durch jeden einzelnen Menschen erst seine individuelle Bedeutung bekommt. Es gibt kein Patentrezept. Jeder muss ausziehen, um sein eigenes Glück zu finden. Dabei kommt mir der Gedanke, ob dieser Zustand nicht vielmehr durch eine Lebenseinstellung erreicht werden kann, der sich aus einzelnen, erfüllenden Momenten zusammensetzt. Ähnlich, wie in einem Fotoalbum mit schönen Erinnerungen. Und nur am Ende, also im Rückblick, kann man die Zeiten des Glücks, der Erfüllung, der Freude erkennen. Begreifen, mit wie viel Fortune man, trotz aller Widrigkeiten, durch das Leben gewandert ist.

Heute empfinde ich tiefes, zufriedenes, dankbares und entspanntes Glück dann, wenn ich an einem Strand sitze, die Meeresluft einatme und Teil der Natur werde. Wenn das Kommen und Gehen der Wellen mich lehrt, dass alles vergänglich ist und gleichzeitig zu wissen:

„Das ist es! Danach habe ich gesucht und jetzt auch gefunden!“



„Fu - Glück“ von Ellen Graf, Acryl auf Leinwand-Pappe, 17 x 25 cm.



„Am Wegesrand“ von
Klaus-Peter Püschel,
100 x 100 cm, Acryl
auf Leinwand.

Die grüne Blechdose

Dagmar Pascher

Manchmal ist Glück Sonne, hasenglöckchenblauer Himmel, ein warschmeichelnder Wind, wie heute am 1. Mai. Zum zweiten Mal jährt sich der Todestag meines Vaters. Auch damals strahlte der Himmel, als er diese Welt mit den Worten „Mein Herr und Heiland“ verließ, im festen Glauben an ein Jenseits.

Ich habe es mir im Garten auf der Bank unter dem alten Apfelbaum bequem gemacht, über meinem Kopf wölbt sich ein Dach aus weißen Blüten. Vogelgezwitscher umgibt mich. Ab und zu brummt eine dicke Hummel. In den Händen halte ich - Vergangenheit.

Eine rechteckige grüne Dose mit kleinen Dellen in dem dünnen Blech. Den Deckel ziert ein verblichenes Bild von zwei Reihern. Trotz einiger Rostpickel ist erkennbar, wie sie stoisch im Schilf stehen, den Blick starr auf einen Punkt in der Ferne gerichtet. Die Dose gehörte meinem Vater. Eines Tages hatte ich sie auf

seinem Schreibtisch gesehen und meine Neugierde war geweckt. „In dieser Dose befindet sich meine Vergangenheit aus einer Zeit, in der es dich noch nicht gab“, war seine Antwort auf meine Frage. „Irgendwann möchte ich das mit dir teilen, aber nicht heute.“ Es war uns nicht mehr vergönnt, gemeinsam in seine Vergangenheit einzutauchen. Heute, an seinem zweiten Todestag, fühle ich mich stark genug, seinen Spuren zu folgen.

Langsam hebe ich den verkanteten Deckel hoch. Mein Blick fällt auf vergilbtes Papier. Mehrere Stapel handschriftlicher Seiten, die durch farbige Kordeln zusammengehalten werden. Vorsichtig nehme ich das kleine Bündel, das obenauf liegt, in die Hand und öffne behutsam den Knoten der grünen Kordel, die es umschließt. Grün - die Farbe der Hoffnung? Oder einfach nur ein Band, das gerade griffbereit war, um Erinnerungen zusammenzuhalten? Wie gerne hätte ich jetzt meinen Vater leibhaftig an meiner Seite, doch ich fühle, dass er in Gedanken bei mir ist. Durch die Jahrzehnte verfärbte Papierstücke mit verblasster Schrift lassen Tagebuchaufzeichnungen und Feldpostbriefe meines Vaters erkennen. Mit klopfendem Herzen falte ich das erste Blatt auseinander.

Gedanken einer Nacht - Attichy, 18. Juni 1945

Ich erinnere mich an diesen Ort des Schreckens, wie ihn mein Vater genannt hat, wo er nach dem Krieg gefangen gehalten wurde. Er hatte davon erzählt, nicht viel, aber genug, um Bilder von ausgemergelten Soldaten in meinem Kopf lebendig werden zu lassen. Die dünnen Suppen und die paar Stücke Brot, die man ihnen zu essen gab, waren zu wenig, um leben zu können und zu viel, um zu sterben.

*Einsame Nacht im fernen Land.
Zusammengepfercht im Zelt, hinter Stacheldraht,
der unser Lager umspannt,
spielt jetzt unser Leben.
Unverwandt geht mein Denken hinaus in die stille Welt.
Und ich blicke zurück auf alle Beschwer,
die wir Stunde um Stunde erduldet.
Herrgott! - Womit haben wir solches verschuldet?
Gibt es denn keine Gerechtigkeit mehr?
Und Zweifel zerren hin und her:
Wie lange soll das noch weitergehen?
Ist solch ein Leben noch lebenswert?
Muss man tragen, was uns das Schicksal beschert,
dies Vegetieren in Elend und Not?
Wär's da nicht besser, ein schneller Tod?*

Die Worte schneiden mir ins Herz. Worte, die mich mit meinem Vater fühlen lassen. Ich denke an Erzählungen, in denen er seine Erlebnisse auch 70 Jahre nach Kriegsende so lebendig schilderte und nochmals durchlebte, als wäre alles erst vor kurzem geschehen und nicht Teil eines längst vergangenen Lebens, das er sich so nicht ausgesucht hatte. Erlebnisse, die ihm selbst noch nach Jahrzehnten die Tränen in die Augen trieben. Bilder von Schützengräben, in denen Soldaten, ganz junge und auch ältere, um ihr Leben kämpften, tauchen vor meinen Augen auf. Verzweifelte Männer, verstörte Jugendliche, von einem machtbesessenen Führer zu Zehntausenden noch kurz vor Kriegsende auf so genannte Todesmärsche geschickt. Sie wollten leben und waren bereits dem Tod geweiht, da eine Niederlage nicht mehr abgewendet werden konnte. Ich höre förmlich die heranrollenden Panzer, den Kanonendonner und die Gewehrsalven.

Wer nach der Kapitulation Deutschlands noch am Leben war, geriet in Gefangenschaft. Der Alltag im Zeltlager des amerikanischen Kriegsgefangenen-camps im französischen Attichy in der Compiègne war geprägt von körperlicher und seelischer Not. Hunger-Cages nannte man die Gruppenzelte, in denen die Gefangenen dicht gedrängt weiter um ihr Überleben kämpften, den Siegern hilflos ausgeliefert, nicht wissend, wie es weitergehen wird. Ein Zustand, der kaum zu ertragen war. Ich kann mir vorstellen, welche Fragen sich nicht nur meinem Vater immer wieder bohrend aufgedrängt haben: Warum nur bin ich hier? Habe ich mich vielleicht auch schuldig gemacht? Werde ich überleben? Wie geht es meinen Lieben daheim? Werde ich sie jemals wiedersehen?

Ein lautes Grollen und ein anschließender Donnerschlag reißen mich aus meinen Gedanken. Ich brauche einen Augenblick, um zu realisieren, dass mich kein Krieg bedroht. Ein Unwetter ist aufgezogen. Den vormals friedlichen blauen Himmel bedecken jetzt dunkelgraue und schwarze Wolken. Ein fast apokalyptisches Bild. Die ersten Regentropfen fallen. Schnell laufe ich ins Haus, darauf bedacht, dass die Niederschriften meines Vaters nicht nass werden. Ich schalte das Licht an, mache es mir in meinem Lieblingssessel bequem und lese weiter:

*Und es rinnen die Stunden - gedankenschwer
und der Morgen beginnt schon zu grauen.
Die Nacht entweicht, und das Wolkenmeer
überzieht leichtes Rot von Osten her,
und mit ihm wächst mir neues Vertrauen.
Die dunklen Gedanken entfliehen vor dem Licht,
das gleißend jetzt durch die Dämmerung bricht.
Und der Sonne sieghafte Strahlen
dringen mir tief in die Seele hinein
und lindern die Schmerzen und mildern die Pein.
Vergessen sind all meine Sorgen.*

*Und ich denke an all meine Lieben zuhaus´
und an all die glücklichen Stunden,
die ich bei ihnen gefunden.
Und neue Hoffnung wächst mir daraus:
Einmal ist auch die Gefangenschaft aus.
Dann wird endlich mein Herze gesunden.
Der junge Tag, wie er leuchtet und lacht
mir verlockend entgegen in all seiner Pracht,
er hat Mut mir und Glauben gegeben.
Was das Schicksal auch schwer uns bringen mag -
auf die dunkelste Nacht folgt ja wieder ein Tag.
Ja! Hundertmal Ja! Es lohnt sich zu leben!*

Aufsteigende Tränen lassen mich blinzeln. So viel Not, Trauer und Verzweiflung stecken in den Zeilen meines Vaters. Und dann etwas Alltägliches wie ein Sonnenaufgang, der alle Verzweiflung wegwischt und ein unglaubliches Glücksgefühl auslöst, das Mut, Zuversicht und unbändigen Lebenswillen verleiht. Welch ein Bild! Und in diesem Augenblick wird mir auch klar, woher ich die Liebe zu Worten habe und die Lust verspüre, Geschehnisse in Sprache, in Geschichten zu bannen.

Meinem Vater war es vergönnt, die Jahre der Kriegshölle körperlich unbeschadet hinter sich zu lassen und nach Hause zu seinen Lieben zurückzukehren. In diesem Fall war ihm das Schicksal wohlgesinnt. Sein eigentliches Glück bestand jedoch darin, dass es ihm gelang, trotz aller Grenzerfahrungen Hoffnung in sich aufzubauen. Eine Hoffnung, die von dem Willen genährt wurde, neben allem Schrecken die Existenz schöner Dinge zu erfassen. Eine Hoffnung, die ihm Kraft zur Lebensbewältigung gab. Aufgeben war für ihn keine Option.

Gedankenverloren falte ich das Schreiben zusammen und lege es auf den kleinen Stapel zurück. Ich fühle mich meinem Vater sehr nahe, hat er mich doch auch von Kind auf gelehrt, das Glück in den vermeintlich kleinen Dingen des Lebens zu sehen und daraus Hoffnung, Mut und Kraft zu schöpfen.

Ein paar Sonnenstrahlen lugen vorsichtig in mein Zimmer. Das Gewitter hat sich verzogen. Meine Katze springt mir schnurrend auf den Schoß und will gestreichelt werden. Lächelnd schließe ich die grüne Blechdose für heute.

Ja, Vati: Wir haben es in der Hand, uns selbst in schwierigen Lebenslagen den Blick für Schönes zu bewahren und uns hoffnungsvoll aufzurichten. Eine Erkenntnis, die immer gegenwärtig sein sollte.

Die Summe der Dinge

Johanna Braun

Behutsam strich Emilia die gewellten Seiten des Reklameblattes glatt. Jetzt, da es getrocknet war, fühlte sich die Oberfläche rau, porös an. Ihre Berührung erzeugte ein knisterndes Geräusch wie Herbstlaub bei einem Spaziergang. Sie legte das Blatt auf den Stapel, der bis zu ihrer schmalen Brust reichte. Geordnet nach Erscheinungsdatum lehnten die Zeitungen an einem Turm aus Obstkartons, der sich unter der Decke schon ein wenig in die Mitte des Raumes beugte, windschief, liebevoll hinabblinzeln. Das Regal dahinter neigte sich ebenso sanft nach vorne. Die Einlegeböden bogen sich unter dem Gewicht der Dinge, die Emilia darauf verstaut hatte. Steine und Muscheln, gesammelt in den Sommerferien der Kindertage. Der Größe nach sortiert von links nach rechts.

Auch viel Praktisches hatte dort seinen Platz, Kaffeebecher aus Pappe, nach Farben sortiert, Zuckerpäckchen – farblich und nach Sorten arrangiert. Dann waren da noch die Plastikstrohhalm, die man mittlerweile kaum noch kostenlos bekam. Emilia freute sich über ihren Vorrat. Die Verpackungen vom Take Away konnte man ebenso gut wieder verwenden, wenn sie erst gespült waren. Dazu war Emilia allerdings noch nicht gekommen. Gedankenverloren kratzte sie das getrocknete Stück einer Nudel vom Styropor. Dabei glitt ihr Blick liebevoll über all ihre Schätze, eigentlich genug Verpackungen, um ein eigenes Schnellrestaurant zu eröffnen. Sie schmunzelte.

Als das Telefon klingelte, schrill und unangenehm, fühlte sie sich, als würde sie aus einem schönen Traum erwachen. Jetzt nahm sie wahr, dass all die gefüllten Regale, die geöffnete Schranktür, die Papierstapel und der Schmutz von ... nun ja, einer langen Zeit, die Fenster verdunkelten. Sie sah das Telefonkabel, eine Verbindung zur unwirtlichen Welt da draußen, das hinter den Bananenkisten voller alter Fotos in den dazugehörigen Fototaschen mitsamt den Negativen verschwand. Viele stammten noch von Onkel Hans, er hatte gern fotografiert in seinen letzten Jahren, wenn die Bilder auch meist verwackelt waren. Die Kiste mit Duftproben daneben hatte Tante Mechthild ihr als Kind geschenkt. Das Kabel schlängelte sich weiter durch ihre Sammlung aus kostenlosen Kugelschreibern, teilweise mit Gummibändern gebündelt, teilweise in Pappbechern gruppiert, alle nach Farbe sortiert, nicht nach Aufschrift. Das Kabel endete in einem dunkelgrünen Apparat mit Wählscheibe. Sie nahm den Hörer ab.

„Hallo?“

„Besorg dir endlich ein Handy!“, tönte die Stimme ihrer Schwester aus dem Hörer, „das hat ja ewig gedauert.“

Sofort fühlte Emilia sich müde, träge, ungenügend. Und wünschte sich, sie hätte in ein modernes Telefon mit Anruferkennung investiert.

„Was möchtest du denn?“, ächzte sie, während sie sich mit knackenden Knien auf den Boden kauerte.

Tina wollte ständig irgendetwas in letzter Zeit. Wollte sich melden, unterstützen, helfen, ihre Nase in Dinge stecken ... Dabei war das natürlich gut gemeint. Emilia seufzte. Ihre jüngere Schwester war vor einigen Jahren nach Großbritannien ausgewandert und hatte mehr als nur Glück gehabt – sie hatte Erfolg. Nach abgeschlossenem Studium hatte sie sich kontinuierlich hoch gearbeitet. Jetzt wollte sie nichts lieber als das, was sie erreicht hatte, mit aller Welt, insbesondere aber mit ihrer Familie, teilen. Auf früheren Zusammenkünften hatte sie mit den teuersten Geschenken und den aufregendsten Geschichten geglänzt. Und vor allem mit viel Charme. Doch daran hatte Emilia schon länger keinen Anteil mehr.

„Was ist denn eigentlich mit dir los? Ich habe das Gefühl, du freust dich gar nicht über meinen Anruf. Ständig bist du genervt.“

Tinas Stimme hatte einen weinerlichen Tonfall angenommen. Emilia zwang sich ins Hier und Jetzt zurück.

„Du, ich habe einfach viel zu tun.“

„Was denn?“

Das klang erstaunt. Dann schob sie schnell hinterher:

„Brauchst du irgendetwas? Geld?“

„Ich habe alles, was ich brauche, und mehr als das“, gab Emilia etwas giftig zurück.

„Das war doof, tut mir leid“, antwortete Tina kleinlaut, „weißt du, ich mache mir manchmal richtig Sorgen um dich, man bekommt ja gar nichts mehr von dir mit. Drei Jahre haben wir uns nun schon nicht mehr gesehen. Ich möchte einfach nur wissen, wie du jetzt lebst!“

Es waren nicht drei Jahre, es waren fünf. Und das war gut so.

„Du, ich komme demnächst für ein paar Wochen nach Deutschland. Dann könnten wir

„Blumenstrauß in ‚Andernacher‘ Vase“ von Viktor Neufeld, 2021, Aquarell, 36 x 48 cm.



uns endlich mal wieder treffen.“

Jetzt auf einmal, nachdem du hunderte Kilometer zwischen uns gebracht hast?, antwortete Emilia in Gedanken. Lächerlich.

„Zu Ostern will ich auch Mutter besuchen. Wir könnten doch zusammen in die Einrichtung gehen.“

Sicherlich nicht. Warum stellst du Fragen, die du dir selbst beantworten kannst?, dachte Emilia, während Tina fortfuhr: „Sie hat sich wirklich geändert.“

An der Stimme ihrer Schwester hörte Emilia, dass Tina sich mit dieser Aussage absolut nicht sicher war und wahrscheinlich gerade nach rechts oben schielte, wie immer, wenn sie log und ihrer Schwester nicht ins Gesicht schauen konnte.

„Wie lange habt ihr euch nicht gesehen?“

„Zehn Jahre, Tina, und das ist lange noch nicht genug.“

Jetzt blieb es am anderen Ende der Leitung für einen Moment still.

„Sie ist nicht mehr die Frau, die sie früher war.“ Tinas Stimme klang jetzt fester. „Vielleicht würde es dir auch mal gut tun, sie zu sehen. Solange es die Gelegenheit noch gibt.“

Bevor sie stirbt, meinst du wohl. Nicht meine Schuld, dass Mutter in ihrer und unserer Jugend kein Interesse für uns hatte. Zieh dir den Schuh nicht an, Emilia, zieh dir den Schuh nicht an. Das Mantra wiederholte sie ständig in ihrem Kopf. „Nein. An dieser Entscheidung gibt es nichts zu rütteln“, erwiderte sie bestimmt.

„Gehst du denn überhaupt mal raus? Oder verkriechst du dich immer nur?“

Themawechsel. Darin war ihre kleine Schwester gut.

„Ach Tina ...“ Emilia ließ den Blick über ihre Schätze im Raum schweifen, diese Fundstücke aus der wirklichen Welt, Andenken, die sie von draußen mitgebracht hatte.

„Ich war doch ewig nicht bei dir. Ich bin echt gespannt, wie du jetzt wohnst.“

Wie ich wohne, willst du wissen? Während Tina weiter schnatterte, schloss Emilia die Lider. Vor sich sah sie die kleine Emilia, die die noch kleinere Tina an der Hand hielt. Das kleine Mädchen lutschte Daumen, was die große Schwester normalerweise nicht erlaubte. Doch jetzt war es egal. Wieder einmal waren sie nach Hause gekommen, nachdem sie den ganzen Tag draußen verbracht hatten, um nicht drinnen sein zu müssen. Sie glaubte, den Alkohol schon im Treppenhaus riechen zu können, ohne ihre Mutter überhaupt gesehen zu haben. Voller Angst schielte sie die Treppe hinauf.

„Wir schlafen heute hier unten“, erklärte sie der kleinen Schwester, „einfach so zum Spaß.“

Tina schaute sie an, wissend. Dann nickte sie verschwörerisch und setzte eine Sekunde später ein strahlendes Gesicht auf. Nur ihre Augen waren nicht glücklich. Wie oft hatte Emilia die Kleine mit ihren seidigen Kinderwimpern beim Schlafen beobachtet. Wie schnell waren sie beide gewachsen.

Jahre später – da führte bereits jede ihr eigenes Leben – die ständigen Anrufe

ihrer Mutter. Es war immer dasselbe. Zu oft war Emilia ans Telefon gegangen, zu oft hatte sie reagiert, war zu ihr hingefahren und hatte mit ihr lange Diskussionen geführt. Aber mit Betrunknen kann man nicht diskutieren. Weder mit Teenagern, die feiern, noch mit Erwachsenen, die ihr Leben zerstören – und das ihrer Kinder gleich mit. Nicht nur sie war den fordernden Aufrufen ihrer Mutter gefolgt, sondern auch die kleine Schwester. Damals wohnte Tina näher dran und war besser im ständigen Vergessen. Verdrängen. Bei den anschließenden Telefonaten heulten sich die Schwestern beieinander aus, bis sie müde waren, nicht mehr konnten, nicht mehr wollten und sich nichts mehr zu diesem Thema zu sagen hatten. Während Emilia sich noch gewundert hatte, welche Geduld Tina für ihre Mutter aufbrachte, hatte diese längst ihre Flucht geplant. Ins Ausland – ins Exil. Sicherlich war das nicht die spontane Idee, als die sie sie später ausgab. Wie entsetzt Emilia damals war! Noch immer spürte sie den Schmerz, als wäre es gestern gewesen. Ihre Schwester ergriff tatsächlich die Flucht, ohne sie einzuweihen – ohne sie mitzunehmen.

„Hörst du mir überhaupt noch zu?“

Mit schriller Stimme durchbrach Tina Emilias Erinnerungen. Sie schien es selbst zu bemerken, denn ihr Tonfall wandelte sich und nahm nun eine warme, müde Note an.

„Ich mache mir einfach nur Gedanken“, seufzte sie. „Wir Schwestern müssen doch zusammenhalten. Wann passt es dir?“

Nie, war Emilia versucht zu sagen. Sie sah Tinas entsetzte Blicke bereits vor sich, den Moment, wenn sie die Wohnung ihrer Schwester betreten würde. Wie ein Kind im Horrorkabinett sah sie Tina zwischen Emilias Schätzen umherwandern, mit weit aufgerissenen Augen, in denen sich Gefühle zwischen Angst und Ekel spiegelten. Emilia spürte, wie sie schon beim bloßen Gedanken daran errötete vor Scham.

„Zu mir nach Hause zu kommen ...“

... ist gerade blöd? Was? Handwerker? Ein neuer Freund? Wasserschaden? Was, Emilia, was? Lass dir was einfallen! Sie spürte, dass sich ihre Hand fest um den Telefonhörer gekrallt hatte, dass sie die Augen zukniff, um sich ihre kleine Schwester als erwachsene Frau ins Gedächtnis zu rufen, nicht als kleines Mädchen. Auch jetzt würde Tina die Pragmatische sein, sobald sich die Tür zu Emilias Wohnung öffnete, würde Fluchthelferin sein aus dieser dunklen Festung aus Müll, Chaos, Schmutz und Gestank. Du musst sie nur reinlassen. Sag etwas! Emilia holte tief Luft. Doch da sagte Tina bereits: „Hör mal, ich würde dich einfach gerne mal wieder zu Gesicht bekommen. Wir können uns auch in der Stadt auf einen Kaffee treffen, wenn dir das lieber ist.“

„Ja, ist okay“, hörte Emilia sich antworten.

Als sie auflegte, rann eine Träne über ihre Wange. Sie war noch einmal davon gekommen. Fliehen können wir ein anderes Mal.

Mamas Fritjes

Petra Weber

„Mmh, Pommes ..., die esse ich am liebsten!“ Genießend schließt meine dreijährige Enkelin ihre Augen, spitzt die Lippen und zieht dabei schon wieder eine Fritte in ihren kleinen Mund, während ihr Händchen bereits nach der nächsten auf dem Teller sucht. Schmunzelnd schaue ich zu und freue mich, dass ihr mit Liebe gemachte Pommes genauso wichtig sind wie mir. Meine Gedanken schweifen ab, sie gehen zurück in meine eigene Kindheit, zu meiner Mutter, die mich alleine großzog. Sie stammte aus Belgien und hatte ihr Glück in Deutschland leider nie gefunden. Vielleicht pflegte sie daher so beharrlich die Rituale ihrer Heimat und eine besonders wichtige Rolle spielten ihre legendären Fritten.

Wie konnten wir beide verächtlich die Nase rümpfen, wenn wir an einer Imbissbude vorbeikamen und ranziges Fett rochen! Oder wie schüttelten wir uns, wenn wir auf einem Teller am Nachbartisch in einem Lokal Kartoffelstäbchen entdeckten, die entweder matschig waren oder dunkel und hart. Nein, sie alle



„Dünen in Renesse“
von Petra Weber,
2020, Acryl auf Leinwand,
70 x 100 cm.

verdienten nicht den Namen Fritten. Mamas *Fritjes* waren aus den *richtigen* Kartoffeln gemacht, flink geschält, der Länge nach mit geübten Handgriffen in gleiche Scheiben geschnitten und wiederum liebevoll in einzelne Stäbchen zerteilt. Nachdem sie mehrfach mit Wasser abgespült waren, wurden sie mit Geschirrhandtüchern ordentlich trocken gerubbelt. „Das ist sehr wichtig“, erklärte meine Mutter dann immer. Natürlich kam es auch auf das richtige, sprich gute, belgische Frittierfett an und die richtige Temperatur beim Erhitzen. Das alles geschah selbstverständlich nicht in einer neumodischen Fritteuse.

Als junge Frau hatte meine Mutter aus Belgien, sozusagen als das wichtigste Küchenutensil, einen großen, offenen Frittenkessel mit einem einfachen Korb darin mitgebracht. Im Laufe der Jahre trug dieser Kessel, der stets greifbar in der Küche stand, deutliche Gebrauchsspuren. Aber das Ergebnis, das darin zubereitet wurde, war unübertrefflich gut: Schön kross, zart gebräunt, ein goldgelber Schatz.

Fritten waren das Grundnahrungsmittel meiner Kindheit: mehrmals die Woche, meistens mit selbst gemachter Mayonnaise, häufig mit einem einfachen Spiegelei und zu besonderen Gelegenheiten auch mit Fleisch. Gab es etwas zu feiern, hieß es bloß: „Dann mach ich uns Fritten!“ Beliebt bei Verwandten und

Freunden zu jedem Anlass. Mamas *Fritjes* waren sogar Seelentröster. Ging es mir mal nicht gut, hörte sie sich meinen Kummer an und schlug vor: „Soll ich uns dann mal Fritten machen?“ Das half immer!

Und als Krönung von allem erinnere ich mich an die häufigen Pommesfeste mitten in der Nacht. Wenn ich meine Augen schliesse, rieche ich förmlich dieses Glück meiner Kindheit. Meine Mutter konnte nachts oft nicht gut schlafen und verspürte dann Hunger. Was war naheliegend? Sie stieg mitten in der Nacht in den Keller hinunter, holte Kartoffeln und stellte den Frittenkessel auf den Herd. Mein Schlafzimmer grenzte an die Küche, oft stand die Tür zum Mitheizen etwas auf und ließ die Wärme des Ofens rein. Dabei strömte auch der köstliche, unwiderstehliche Duft der *Fritjes* in mein Schlafzimmer. Wie oft weckten mich aus meinen Träumen die wohlvertrauten, würzigen Aromen, herb und süß gleichzeitig. Allmählich wurde ich wach und schnupperte: Die salzige Versuchung meiner Kindheit war in Reichweite, der vertraute, wohligwarme Duft voller Geborgenheit. Dann gab es für mich kein Halten mehr. Noch schlaftrunken schlurfte ich in Nachthemd und Pantoffeln in die Küche. „Na, kannst du auch nicht schlafen? Es gibt Fritten“, meinte Mama ganz selbstverständlich. Schon saß ich am Küchentisch, nachts um drei Uhr, stopfte die erste Fritte in meinen Mund, schloss genießerisch die Augen und meinte bloß: „Mmh ..., die esse ich am liebsten.“



Fortunas Gunst

Guido Theodor Krämer

„Das Glück? Das Glück ist eine Hure und der Teufel schießt immer auf den größten Haufen!“

Balthasar Fähmann war aufgesprungen und starrte wie irre geworden auf den runden Holztisch. Die in die Jahre gekommene, von Ruß und Schmutz verdreckte Perücke, welche seinem Stand als Handwerker wenig angemessen schien, hing schief auf dem Haupt und entblößte das karge, strähnige und graumelierte Haupthaar. Der Schuhmacher schwitzte und sein Kopf war so puterrot, dass man hätte meinen mögen, er würde im nächsten Moment zerplatzen. Er feuerte seine Spielkarten mit einem Fluch zu Boden und warf sich mit vollem Gewicht auf seinen Stuhl, der ächzend unter ihm zu bersten drohte. In der Wirtsstube war es still geworden. Wie Nebel hing der Rauch, den die Spieler aus ihren Pfeifen sogen, unter der verrußten Zimmerdecke. Niemand rührte sich. Man hörte nur das vertraute rasseln- de Atmen des Gastwirts, das dieser stets auf den Tabakgenuss seiner Gäste schob. Hans Kupfer, der Uhrmacher, zog langsam seine Brille den Nasenrücken herab, bis er über ihren Rand blicken konnte.

„Mein lieber Freund, es ziemt sich nicht, Fortunas Gunst in Frage zu stellen. Mal gewinnt man, mal verliert man!“

Zustimmendes, vorsichtiges Gemurmel erhob sich, doch der Schuster funkelte sein Gegenüber an.

„Sagst ausgerechnet du, der du heute wieder, wie so oft, Münze um Münze gewinnst.“

Kupfer lehnte sich zurück und lächelte.

„Hier trägt der Schein, mein Lieber! Es ist noch keine drei Wochen her, dass du es warst, der hier mit einem vollen Säcklein nachhause gestiefelt ist!“

„Was mir mein Weib sofort abgeknüpft hat!“, schnaubte Fähmann. „Es hat nicht lange gehalten. Ob Pfennig, ob Kreuzer! Vom Gulden ganz zu schweigen! Geld wird bei meinen sieben Gören zuhause nicht alt.“

„Nun sei doch endlich mal still!“, herrschte ihn plötzlich Gustav Rausch, der Müller, an. „Ständig müssen wir dein Gejammer ertragen. Die Geschäfte laufen mäßig, deine Frau meckert zu viel herum, die Kinder sind dir nur eine Last und ewig schmerzt dir der Rücken. Dabei geht es deinesgleichen mitsamt deiner Fa-



„Am Stadtrand“ von
Klaus-Peter Püschel,
Acryl auf Leinwand,
70 x 70 cm.



milie doch alles andere als schlecht. Dein Handwerk hält euch allesamt am Leben. Ein jeder braucht schließlich Schuhwerk!“

Walter Laubach, der sich bei seinem Vorredner als Knecht verdingte, knallte sogleich seinen Fuß mitsamt Stiefel auf den Tisch und stieß dabei seinen Zinnbecher um, welcher glücklicherweise schon geleert war. Das Loch auf Höhe seines dicken Zehs lachte die Anwesenden an.

„Ich muss warten, bis mein Dienstherr mich entlohnt, um dir dein Tagwerk zu zahlen. Gott weiß, ich hätte den Gewinn heute wahrlich auch gut gebrauchen können, um ihn dir dann direkt in den Hals zu schieben! Sieh dir meine Sohlen an und frage dich, wer hier Grund zur Klage hat.“

Balthasar kniff die Augenlider zusammen.

„Willst du Hundsfoth damit sagen, ich sei zu gierig? Was kann meinereiner dafür, wenn du stets das billigste Leder wählst, obwohl du genau weißt, dass du viel auf den Beinen bist. Gib dein Geld halt nicht zum Saufen und für Huren aus!“

Der Müllersknecht sprang auf und hob drohend seine Faust.

„Was fällt dir ein? Weder bin ich dem Suff verfallen, noch fröne ich dem Laster der käuflichen Liebe. Ich bin meiner Braut treu und würde der Lohn reichen, hätte ich Margarethe schon lange geheiratet.“

Während der Müller Rausch sich verlegen errötend die Glatze kratzte, legte der Uhrmacher seine Hand auf den Arm des erbosten Knechts.

„Bleibe ruhig, mein Freund! Lass dich nicht von unserem Schuster in Rage bringen. Er ist halt mit den Jahren ein mürrischer Kauz geworden. Der Teufel weiß warum, denn er hat mehr, als ein Mann sich wünschen kann!“

Dann nahm er seinen Becher und hob ihn in die Höhe. Sein Ruf galt dem Wirt.

„Das Glück war mir heute hold, Bertram. Bring uns Vieren bitte schnell je einen Humpen, damit wir auf die Versöhnung anstoßen können! Ich werde meinen Preis gerne diesem noblen Zweck stiften und mit diesen unglücklichen Verlierern teilen!“

Missmutig sah Balthasar auf und noch während der Knecht sich, von des Uhrmachers Worten beschwichtigt, setzte, blaffte er:

„Um schöne Rede ist er nie verlegen, der Meister der Ziffern und Zeiger. Fertigt goldene und silberne Schmuckstücke und spielt hier den großen Herrn von Welt! Was weiß er von den Mühen eines Vaters? Hat er eine Frau? Weiß er um mein Schicksal?“



„Fliederduft“ von
Petra Weber, 2018,
Acryl, 40 x 50 cm.

Der Müller stöhnte auf, denn jeder wusste, dass Kupfer seit Jahren Witwer war. Seine Elisabeth war mitsamt dem Sohn im Kindbett gestorben. Wie konnte der Schuster so etwas nur sagen? Würde die Lage nun endgültig eskalieren? Der Angesprochene jedoch ignorierte das Gezeter gekonnt und zwinkerte veröhnlich in die Runde, was den Schuhmacher nur mehr ärgerte. In dessen Adern kochte das Blut und seine Schläfen pochten, als ob ihm der Schädel im nächsten Moment platzen sollte. Wie ein wild gewordener Bär sprang er auf. Seine Gefährten zuckten erschrocken zurück, als sie seines verzerrten Gesichtes gewahr wurden. Balthasar atmete schwer und als sich der Uhrmacher vorbeugte, um ihn zu beruhigen, wirbelte er mit den Armen wie eine Windmühle.

„Fass mich nicht an!“, schrie er und Kupfer wich mit bestürzter Miene zurück.

Ehe sich seine Freunde versahen, stürmte der nach Luft gierende Schuster zur Türe hinaus ins Freie. Dort lehnte er sich schwer schnaufend an die Hauswand. Vor seinen Augen verwandelte sich das Licht des Tages in ein grelles, gleißendes Weiß. Er zwang sich zur Ruhe und versuchte seinen Atem zu kontrollieren, aber diese Aufgabe erschien ihm unmöglich. Es dauerte eine ganze Weile, bis sich die Schemen wieder zu einem verschwommenen Bild zurück formten. Als er wieder seine Umgebung erkennen konnte, sah er in das erschrockene Gesicht eines kleinen Jungen, der ihn mit großen Augen anstarrte. Der Bub erinnerte ihn an eines seiner eigenen Kinder.

„Alles gut, mein Junge!“ Er lächelte den Knaben schief an und versuchte zu zwinkern. „Mir war es nur nicht wohl, aber jetzt ist wieder alles gut!“

Das ängstliche Gesicht des Kindes rührte ihn zutiefst. Er ermahnte sich innerlich, jetzt bloß nicht zusammenzubrechen, auf dass sich der Bub nicht noch mehr erschrecke. Als er ihn erneut angrinste, lief der Kleine über die Gasse hinweg in die offene Tür eines ärmlich ausschauenden Häuschens. Dann hörte Fährmann aus dem geöffneten Fenster des Wirtshauses die Stimmen der anderen.

„Armer Balthasar. Er grämt sich zu Tode. Wenn wir ihm nur helfen könnten!“, hatte der Müller gerade gesagt.

Sein Knecht wandte sich wohl an den Uhrmacher:

„Hans, magst du einmal rausgehen und nach ihm schauen?“

Der Schuhmacher schluckte schwer. Wieder einmal schmerzte sein Rücken, als habe er einen Dolch in die Schulter gestoßen bekommen. In den letzten Wochen machte ihm sein ganzer Leib des Öfteren zu schaffen. Er legte seine schwere Hand auf den Nacken. Vielleicht sollte er doch einmal den Arzt aufsuchen, wie es ihm sein Weib geraten hatte. Langsam stieß er sich von dem Mauerwerk ab. Seit Atem hatte sich beruhigt, aber sein Herz schmerzte. Nicht stechend, eher so, als sei es von einer tiefen Schwere erfüllt. Langsam richtete er sich auf und betrat wieder die Schankstube. Dort sah ihm Hans direkt ins Gesicht und es schien, als würde sein Blick für einen kurzen Moment von einem trüben Schleier überzogen. Dann aber nickte der Uhrmacher ihm aufmunternd lächelnd zu.

„Wie geht es dir, mein Freund?“

Balthasar nahm den Becher mit Wasser, den ihm der Müllersknecht gebracht hatte und setzte zögernd an. Als er das kühle Nass in sich aufnahm, spürte er für einen Augenblick die Lebensgeister, die ihn wieder mit etwas Licht erfüllten. Es war ein Gefühl, das seinen Bauch für einen Moment kribbeln ließ. Es schien ihn von innen heraus zu erhellen. Der Schuhmacher stutzte und setzte sich. Er war schon oft in diesem Haus gewesen, er hatte bereits hunderte Male am selben Tisch mit seinen Freunden gegessen. Schon lange hatte er nicht mehr so empfunden.

Vor seinem inneren Auge sah er plötzlich den Moment, als er seine Amalie zum ersten Male küsste. Dann führte ihn seine Erinnerung zur Hochzeit, welche der Müller bezeugt hatte. Er sah die Taufe seines Erstgeborenen, dessen Pate der Uhrmacher war. Dieser hatte ihm damals auch finanziell ausgeholfen, damit er seine eigene Werkstatt eröffnen konnte. Inzwischen hatte er ihm alles zurückgezahlt, aber seinerzeit war er sehr dankbar gewesen. Ja, er erkannte dieses Gefühl, das ihn soeben ereilt hatte, wieder. Es war ihm nicht gänzlich fremd ... Früher hatte es ihn des Öfteren beseelt. Als Kind, wenn sein Vater ein Lob übrig hatte oder seine Mutter ihn in den Arm nahm. Noch vor zwei Jahren, an dem Tag, da der Müllersknecht seiner kleinen Tochter eine selbstgemachte Puppe zur Geburt geschenkt hatte, hatte es sein Herz erfüllt. War diese Regung, die ihn soeben wie ein Stich getroffen hatte, die Gunst der Fortuna? Hatte er diese Güte vergessen? Verdrängt? Oder war er einfach blind geworden für die wirklichen Wunder dieser Welt?

„Balthasar?“, sprach ihn der Müller an. „Ist dir nicht wohl?“

Der Schuster bemerkte, dass er die ganze Zeit auf seinen Becher gestarrt hatte. Nun sah er den anderen in ihre Gesichter. Zu seiner Überraschung füllte sich sein Auge mit Wasser und noch größer war sein Erstaunen, dass er sich nicht für diese Tränen schämte, lediglich für das in seiner Verblendung Gesagte.

„Nein, nein! Alles ist gut! Ich war nur ...“, schniefte er, doch der Uhrmacher vollführte mit seinen Händen eine abwehrende Geste.

Balthasar Fähmann erhob sich und streckte seinen Becher aus.

„Auf die Freundschaft!“

Der Klang, der zusammenstoßenden Gefäße erfüllte sein Innerstes mit Demut, Dankbarkeit und Freude!

Lust aufs Leben

Frank Merken

Cliffs of Moher, Irland. Sie steht oben auf den Klippen. Ganz nah am Abgrund. Hundert Meter unter ihr treffen die tosenden und schäumenden Wellen des Atlantiks auf die Felsen, die seit ewigen Zeiten der Meeresbrandung wie eine unerschütterliche Festung trotzen. Sie schaut aufs Meer hinaus. Hinter dem Horizont liegt Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Um dem qualvollen Hungertod und der Armut zu entkommen, mussten unzählige Iren ihre geliebte Heimat verlassen.

Auch sie möchte ihrem Leben entrinnen. Sie mag nicht mehr, sie kann nicht mehr. Nach dem Tod ihrer Lebensgefährtin, mit der sie über dreißig Jahre unzählige Momente geteilt hat, ist ihre Energie auf und davon. In ihr befindet sich eine unendliche Leere. Im Netz hat sie sich diverse Ratschläge für den Weg hinaus verschafft. Leider keine für den Weg zurück ins Leben. Dafür war sie in ihrer Situation zu verblendet.

Nun steht sie hier. An einem dunklen, nasskalten Spätnachmittag im November, hoch oben auf den Cliffs of Moher. Unter ihr die tosende, geifernde See. In sich gekehrt. Bereit für den letzten Schritt nach vorn. Nein. Für den letzten Schritt nach unten.

Ein lautes Kreischen erreicht ihre Ohren. Lauter und schriller als die stürmende Brandung des eisigkalten Atlantiks. Ist das etwa das Jenseits? Nein. Ein Küstenvogel hat seinen alltäglichen Möwenballast mit einem großen Platsch über ihrem Kopf abgelassen. Und sie wieder erweckt. Sie schreckt vor dem Abgrund und dem dunklen Jenseits zurück, tut einen Riesenschritt rückwärts ... und verspürt einen immensen Appetit. Lust aufs Leben.



„Glück ist etwas Besonderes“ von Gabriele Specht-Birlem, Acryl und Kreide auf Leinwand, 32 x 40 cm.



„Monets Garten in Giverny: Im sommerlichen Farbenrausch“ von Rita Krupp, 2019, Öl auf Leinwand, 100 x 100 cm.

Simons Tag

Petra Schmidbauer

Dieser verdammte Schotterweg! Hoffentlich brechen mir auf den letzten Metern nicht noch die Absätze ab. Sarah beschleunigte ihre Schritte und lief das letzte Stück auf Zehenspitzen zur Kirche. Vor dem offenen Portal blickte sie zurück und ruderte mit den Armen, um ihren Mann und ihre beiden erwachsenen Kinder anzutreiben.

Wie eine aufgescheuchte Glucke, tadelte sie sich selbst, wirklich albern. Was würde Simon sagen, wenn er sie so sähe?

Ihr jüngster Sohn war jetzt nicht bei ihnen, sie würden ihn erst später treffen.

Simon war ihr Sorgenkind. Noch immer sah sie in ihm den kleinen Jungen, den sie ständig an seinen gelähmten Arm erinnern musste, wenn der wie ein leerer Pulloverärmel an ihm umherschlenkerte und seine Schulter schief nach unten zog, weil er ihn einfach vergessen hatte.

Aber Simon war kein kleiner Junge mehr.

Sobald Sten und die Kinder bei Sarah standen, holte sie tief Luft und wandte sich dem Eingang zu.

Gemeinsam gingen sie hinein, und nachdem sie unter der Orgelempore hervorgetreten waren, durchbrachen Lichtstrahlen das Halbdunkel. Sie fielen durch die Lanzettfenster über der kleinen Seitenkapelle und übersäten den Boden mit winzigen bunten Sprengeln.

Unwillkürlich verharrte Sarah, um die Schritte behutsam zu setzen und den Blick zu heben, nach vorn, wo der Raum sich öffnete und erhellte. Dort flutete Licht wie aus tausend Wasserfällen durch die Arkaden, die in luftiger Höhe in feinen Kreuzrippengewölben endeten. Sie schaute an den hellen Säulen empor und lächelte, weil sie wie Beine von Varietétänzerinnen aussahen, genauso schlank und hinreißend und genauso ebenmäßig aufgereiht.

Die weißen Wände, die im Sonnenlicht zurückstrahlten, erinnerten sie an eine andere Kirche, eine kleine, weiße Kapelle auf einer Halbinsel der Spree, Simons Kirche. Nach der Katastrophe damals im Krankenhaus hatte Sarah sich geschworen: Wenn er das hier überlebt, lass ich ihn taufen. Zu diesem Fest an jenem Maisonntag waren sämtliche Kindergartenkinder der Gemeinde gekommen. Sie hatten in zwei Kreisen das Taufbecken umringt und sangen für Simon. Dabei füllten ihre Stimmen den Raum wie Vogelgezwitscher die Luft an einem Sommermorgen.

Sarah schüttelte kurz und energisch den Kopf, um die aufkommende Rührung abzuwehren. Dieser Tag war nicht der ihre, er gehörte ihrem Sohn.

Sie ließ ihren Blick weiter wandern und hielt dabei Ausschau nach ihrer Familie, die bereits weiter gegangen war.

Hinter ihr sagte jemand: „Na, ich weiß nicht, ob das der richtige Ort für so eine Veranstaltung ist.“

Sarah drehte sich um und sah eine unbekannte Frau in einem langen roten Kleid zweifelnd den Kircheninnenraum begutachten. Der Mann daneben, die weißen Hemdärmel lässig hochgekrepelt und das Jackett über die Schultern geworfen, blies die Luft lässig aus seinen runden Backen.

„Dit is ehbm Berlin, wa“, antwortete er in diesem typischen Singsang, der immer ein wenig unmännlich klang.

Und als wäre diese Bemerkung der Anpfiff eines Schiedsrichters zum Fuß-

ballspiel gewesen, war es vorbei mit der Ruhe. Von überall prasselte eine Vielfalt von Geräuschen auf Sarah ein: miteinander verschmelzende Stimmen, Schritte, Knarren und Poltern, Gelächter. Es rauschte wie das auf- und abschwellende Einspielen eines Orchesters im Theater. Überrascht nahm Sarah wahr, wie viele Menschen bereits in der Kirche waren. Es roch nach verschiedenen Parfums, die sich vermischten, nach frischem Schweiß, Softgetränken und Kaugummi. An einer Stelle zog sogar der Duft von frischen Bouletten vorbei. Langsam füllten sich die Kirchenbänke mit Elternpaaren, Geschwistern und Großeltern in sommerlich festlicher, farbenfroher Kleidung. Andere eilten unschlüssig hin und her. Das alles vermittelte Sarah die Einsicht, dass Freude besser war als Sentimentalität, und sie wollte sich heute auf jeden Fall freuen.

„Sarah, hier sind wir“, hörte sie die Stimme ihres Mannes rufen. Suchend reckte sie ihren Kopf nach ihm. Sten winkte ihr von einem der vorderen Plätze und sie eilte erleichtert hin, um in die Bankreihe zu schlüpfen, in der bereits Simons Geschwister saßen. Sie freute sich, dass man ihr einen Platz direkt am Gang freigehalten hatte. Aus dieser Position konnte sie während der Feier gute Fotos machen.

Neugierig musterte sie den umgestalteten Chorraum, aus dem man den Altar entfernt hatte. Stattdessen lagen auf einem langen Tisch neben riesigen Blumenvasen viele dünne Mappen aufgestapelt. Ein Rednerpult, zwei Mikrofonständer und zwei große Boxen ergänzten die Ausstattung. Die vorderen Sitzreihen waren reserviert und noch frei.

Ihr gefielen die Kerzen in der Tiefe des Chorunganges, die für feierliche Stimmung sorgten und das Maßwerk vor der Apsis, das wie ein Spitzenvorhang vor einem Bühnenbild hing. Gedankenverloren spielte sie mit ihrer Kamera, wobei sie die Stimmen von Mann und Kindern neben sich wahrnahm ohne zuzuhören, und schaute unauffällig auf ihre Uhr.

Jetzt müsste es langsam losgehen.

Als die ersten Musiktöne erklangen, legte sich die Unruhe und die Anwesenden verstummten nach und nach. Über ihnen formierte sich eine allgemeine gespannte Erwartungsfreude.

Sarah spürte ihr Herz schneller schlagen und ergriff die Hand ihres Mannes neben sich.

Ihr Jüngster hatte es geschafft! Heute würde er sein Abizeugnis bekommen. Er, der so schwer ins Leben gestartet war und der ihr mittlerweile erklärte, dass die Mathematik ganz anders funktionierte, als sie in ihrem bisherigen Leben geglaubt hatte. Der in der zweiten Klasse an die schlaue Maus vom Fernsehen schrieb, weil er an der Kirchturmuhren einen Fehler entdeckt hatte. Er wollte von ihr wissen, warum die Vier nicht als römische Zahl wie alle anderen, sondern mit vier Strichen dargestellt war. Damals wurde sogar ein kleiner Film zu dieser Frage gedreht, natürlich mit einer richtig klugen Antwort am Ende.

Sarah wollte dem Geschehen folgen, aber die Wechsel der Akteure vorn rauschten an ihr vorüber. Eigentlich wartete sie nur darauf, ihren Sohn zu sehen. Und so passierte es doch, dass sie wieder zurückdachte, an jene Zeit, die sich nicht aus dem Gedächtnis löschen ließ.

Sie sah sich an diesem winzigen Krankenhausbettchen stehen, fühlte, wie sie beim Anblick dieser kleinen Finger, die so zart wie frische Pflanzensprosse waren, der Jammer durchschüttelte. Es half nicht, hundertmal und öfter zu wiederholen, was man ihr gesagt hatte: Babys haben keine Angst zu sterben. Sie wissen nichts darüber. Aber sie kämpfen. Sarah beobachtete, wie ihr kleiner Junge in die Umgebung horchte, sie suchte, wie er endlos von Moment zu Moment wartete, auf sie, seine Mutter. Weil er blind darauf vertraute, dass sie ihn hochnahm, zurück in ihre Wärme.

Das Bild ihres einsamen, still lauschenden Babys verfolgte sie bis heute.

Sarah zuckte zusammen, als Sten ihren Arm berührte: „Da, siehst du, da ist er, unser Simon.“

Sie nickte. Wie selbstbewusst er da steht und strahlt, keine Spur aufgeregt, dachte sie bewundernd. Sarah fühlte Freude wie einen Luftballon in sich aufsteigen und klatschte wild. Dabei vergaß sie ganz, auf den Auslöser zu drücken. Als es ihr einfiel, war Simon wieder verschwunden. Flüsternd stieß sie einen Fluch aus.

Das Programm lief quälend langsam weiter. Sarah wünschte, die Redner würden schneller reden und die Musik würde schneller spielen.

Schließlich verkündete eine Ansage, dass nun die Jahrgangsbesten ausgezeichnet wurden. Erwartungsgemäß ging ein Mädchen nach vorn, dann folgten weitere drei. Danach trat ein Junge vor. Ihr Sohn. Dort stand ihr Simon, der einzige Junge zwischen vier Mädchen. Sarah sprang von ihrem Platz auf und fiel dabei fast aus der Bankreihe. Sie fing sich wieder und stolperte in den Gang, stand dann in seiner Mitte und hielt die Kamera hoch. Trotz der freien Sicht konnte sie nichts sehen. Ihr Blick war verschwommen, die Erinnerung lähmte sie. Erinnerungen an Jahre, angefüllt mit Therapien und Angst, mit Hoffnung und immer wieder Angst. Tag für Tag üben, kämpfen, üben, immer auf der Hut sein. Lange ging das so, ehe sie endlich aufatmen konnte und die Angst dem Stolz wich. Unendlichem Stolz, dass Simon Marathon lief, an Schachturnieren teilnahm und Schlagzeug spielte im Schulorchester.

„Liebling, Sarah, hey, warum stehst du wie angewurzelt da? Du wolltest doch jede Menge Fotos schießen.“

Sarah blickte verwirrt in Stens lachendes Gesicht, dann auf ihre Kamera und wusste nicht, was sie antworten sollte.

Sten legte, immer noch lachend den Arm um sie und hielt sein Handy hoch: „Macht gar nichts. Schau mal, ich konnte ein paar prima Schnappschüsse einfangen.“

Glück auf, der Steiger kommt

Gerd Nachtsheim

Eines schönen Nachmittages fragte sich Keule, welche Bedeutung das Wort Glück für ihn haben könnte. Er dachte sehr angestrengt nach, denn es war nicht das erste Mal, dass er in dem Thema hoffnungslos steckenblieb.

„Meistens mache ich mir Gedanken darüber, was Glück ist, wenn es so richtig doof läuft in meinem Leben. So wie jetzt gerade. Glück ... Glück ist genau das, was ich gerade nicht habe!“, raunte er mürrisch vor sich hin.

Er fühlte sich gefangen im Niemandsland zwischen Rentenantrag, Arbeitgeber, Krankenversicherung und den Kollegen vom Arbeitsamt, das jetzt Agentur für Arbeit hieß. Also AfA, und nicht mehr Arbeitsagentur. AA, so wie die Freunde der fröhlichen Trockenheit, mit denen er sich seit Jahrzehnten regelmäßig traf. Egal wie der Laden sich nennt, etwas richtig Lustiges wird wohl keiner jemals damit verbinden können. Und wenn besagte Kanäle mal Funkstille hatten, dann gab es schriftliche Liebesbekundungen der besonderen Art von Finanzamt, Bank und ähnlich notorisch warmherzigen Briefschreibern. Es war zum Mäusemelken! Jeder, so schien es, zerrte an ihm herum, wollte Atteste, Formulare, Bescheinigungen oder Geld.

„Willkommen in meiner Komfortzone“, seufzte Keule dann und fragte sich, ob diese Odyssee jemals enden würde.

„Walking back to happiness“, säuselte Helen Shapiro in seinem Kopf, was dann wohl so viel hieß wie zu Fuß zurück zum Glück. Wie nicht anders zu erwarten, kam Keule zuallererst Musik in den Sinn. Für alles, was er selbst nicht so recht in Worte zu fassen vermochte, fand sich in seiner imaginären Musikbox ein passendes Stück. Und es gab einige Titel, die ihm zu diesem Thema einfielen.

„Happiness is a warm gun“ heißt es einmal mysteriös in einem Song der Beatles, der schon Legionen von Textdeutern, Keule inklusive, in den Wahnsinn getrieben hat. Glück ist ein warmes Gewehr? In einem hilflosen Erklärungsversuch war im Internet das Titelblatt eines obskuren Journals zu sehen, auf dem ein durchgeknallter amerikanischer Waffennarr mit einer warm geschossenen Knarre auf einem Acker rumstand und, wie Keule fand, saublöd dreinschaute. Ja, ja, so eine Knarre, wenn die so richtig warm geballert ist, die macht einen bestimmt super glücklich! Vor allem, wenn man sich nicht die Griffel am glühend heißen Lauf verbrannte, so wie es ihm als Wehrdienstleistender beim Bund passiert war.

Keule schüttelte es jedes Mal bei diesem Gedanken. So unglaublich blöd grinsen wie der Typ mit der Knarre konnte er nur, wenn er das Bier Oberkante Unterlippe stehen hatte. Okay, der Vergleich war ziemlich schräg und doch fand er heute, in seinem bleifreien Leben, beide Vorstellungen gleichermaßen absurd. Der eine soff ein Fass leer, der andere ballerte ein Magazin leer. Nichts von bei-

dem konnte wirklich das ersehnte dauerhafte Glück erzeugen, sondern eher so etwas wie einen kurzen, flüchtigen Rausch.

Dieser geht schnell vorbei, so wie das Glück. Festhalten kann man es nicht. Na ja, ich jedenfalls nicht.

Mit diesen Gedanken manövrierte Keule sich mühsam weiter durch das Thema, mit dem ihn offenbar in eine Art Hassliebe verband.

„Mit unser‘m Glück ist alles okay“, so klang es mal bei Chris Andrews. Echtes Glück, mit u statt ü – dem Sound der 60er angepasst. Ähnlich dem vermeintlichen Glücklichen-Saufen in Keules schlimmen Jahren, wo jedes halbe Pils mit einem großen Glück die Kehle runterlief. Gleichzeitig kam ihm Herr Rossi in den Sinn, sein lieber Freund aus Kindertagen aus den alten Zeichentrickfilmen mit seinem treuen Hund Gaston.

„Jaaa ... Herr Rossi sucht das Glück“, summte Keule melancholisch vor sich hin.

All das schien Lichtjahre entfernt, unerreichbar, ein Relikt aus dem Pleistozän seiner Erinnerungen. Um seine Verwirrung zu komplettieren, fiel ihm noch die amerikanische Verfassung ein, die einem jeden Menschen ‚the Pursuit of Happiness‘ gestattet.

„Dorffest in Matraia/
Toskana“ von Sigrud
Brenner, 2017,
Öl auf Leinwand,
100 x 70 cm.



Jeder darf sein Glück suchen, wie schön. Ob ich es finde, steht auf einem ganz anderen Blatt. Wie im Lotto, da kann auch jeder gewinnen, nur eben nicht alle.

Gedanken, die Keule zum Lottosechser brachten, für den man ja mächtig Massel brauchte. Also auch so eine Art von Glück. Nach 30 Jahren Lotto-Dauerschein schien ihm die Vorstellung, dass das mit dem Supergewinn nochmal etwas werden könnte, irgendwie abwegig. Und, genau betrachtet: Viel ändern würde es nicht. Jeder weiß, dass Geld nicht glücklich macht, aber dass es die Nerven beruhigt. So wie Rio Reiser es mal besungen hat.

„Aber man muss es schon besitzen, um's zum Fenster rauszuwerfen“, knurrte Keule der Strophe hinterher.

Ein Sechser im Lotto macht nicht glücklich, höchstens für den Moment. Aber unglücklich macht so ein Gewinn ja wohl auch nicht. Das Glück ist eben eine mächtig komplizierte Angelegenheit.

Wenn du in dir selber nicht zu Hause bist, dann bist du nirgendwo zu Haus, meldete sich Peter Horton ungefragt aus Keules gedanklichem Musikarchiv. Und der Mann hatte Recht, aber sowas von. Denn, Glück hin oder her, eigentlich war ihm nur noch zum Heulen zumute. Das hatte er aber nicht gelernt. Wenn andere nah am Wasser gebaut waren, dann stand sein Haus der Tränen wohl eher in der Wüste Gobi. Fensterlos mit Eingang durch den Keller. Und hinterm Haus eine versiegte Quelle in Form eines verbeulten überdimensionalen Zapfhahns.

Um seine Stimmung nicht komplett zu beerdigen, sah er sich im Internet ein paar Videos aus Fußballstadien an mit Fan-Gesängen. Und dann passierte etwas völlig Verrücktes – er landete ausgerechnet bei den Schalker Knappen in Blau und Weiß. Und die sangen natürlich wieder ihren Schmus vom Steiger, der ein helles Licht angezündet hat. Passend dazu hatten sie früher sogar ihr Stadion Glückauf-Kampfbahn genannt.

Um die schöne Melodie unverfälscht hören zu können, wählte Keule eine seriös anmutende Aufnahme eines Chors in Bergwerks-Uniform. Es war aber nicht irgendein Werkschor, sondern der von der Ruhrkohle AG. Gemeinsam mit den Bergleuten von Prosper Haniel, der letzten Zeche im Ruhrgebiet, die im Dezember 2018 dichtgemacht wurde, sangen sie die Hymne der Bergleute. Und alle hatten Pipi in den Augen, weil es sich so ein wenig wie die Beerdigung des ganzen Ruhrgebiets anfühlte. Da gingen gerade ein paar hundert Jahre Bergbautradition zu Ende, das tat schon beim Zusehen körperlich weh und vielen der erwachsenen Zuhörern des Konzertes kullerten die Tränen die Wangen runter. Es war herzerweichend.

Und Keule? Der heulte mit wie ein Schlosshund, obwohl er gar nicht so genau wusste, warum. Es ging einfach nicht anders. Zehn Jahre angestauter Frust, Traurigkeit, Enttäuschung, Melancholie, Liebeskummer, Verletztheit und Verzweiflung, aber auch Trotz und Wut suchten unaufhaltsam ihren Weg an die frische Luft. Da saß er nun, der zwei Zentner schwere Teddybär von einem Kerl, und die

Tränen wollten gar nicht mehr aufhören.

„Mädche dürfe kreesche, Indianer dürfen dat net“, spielte die Musikbox in seinem Kopf.

„Bläck Föös am Arsch!“, fluchte Keule, „jetzt wird Rotz und Wasser geheult!“

Und weil es gerade so richtig lief, heulte er sich das halbe Leben von der Seele. Dabei erinnerte er sich an Szenen aus der Vergangenheit, als er nicht heulen konnte und es doch so gerne gekonnt hätte. Ein älterer Arbeitskollege, ein Lkw-Fahrer, hatte ihm einmal erzählt, dass er sich beim Abladen so heftig den Fuß gestoßen hatte, dass er heulen musste. Und weil er schon mal dabei gewesen sei, habe er die nächsten 20 Minuten weitergeheult. Eine Kollegin fackelte nicht lange und nahm ihn tröstend in den Arm. Keule hatte sich damals gewundert und gedacht, dass ihm so etwas wohl nie passieren könne. Außer mit drei Promille nachts um halb eins. Die Kollegen am Kneipentresen waren aber weitaus weniger zartfühlend, erinnerte er sich dunkel. Statt *in* den Arm wurde der Mann dort nur *auf* den Arm genommen.

Ebenfalls an einem Tresen spielte sich ein anderes Erlebnis ab, das mit Tränen, Trauer und Trostlosigkeit zu tun hatte. Es war am 4. November im Jahr 1984, da herrschte abends eine seltsame, stille Atmosphäre in der Koblenzer Vorortkneipe, in die Keule regelmäßig ging. Die meisten Gäste dort waren im Alter seiner Eltern oder noch älter. Und plötzlich fragte einer:

„Wisst ihr noch, wo ihr heute vor 40 Jahren wart?“

Die Stille danach war beklemmend, Keule lief es eiskalt den Rücken herunter. Nach einer gefühlten Minute sagte eine Frau mit belegter Stimme:

„Ja, das weiß ich noch. Da saß ich als junges Mädchen mit vielen anderen im Bunker in der Nagelgasse und dachte, wir müssten alle sterben, weil draußen die Welt unterging.“

Es war ein Verweis auf jene Bombennacht, als der Krieg mit all seiner Grausamkeit Koblenz erreichte und von der Altstadt nur noch ein Haufen Ruinen übrig blieb. Nach dieser Bemerkung spielten sich in der Kneipe herzergreifende Szenen ab, Menschen weinten oder starrten wortlos ins Leere. Keule soff die halbe Nacht, weil er die eigene Hilflosigkeit nicht ertragen konnte. Danach trank er noch zwei weitere Jahre, bis gar nix mehr ging.

All das rotierte unsortiert durch Keules verheulte Synapsen, es war, als ob alles Elend der Welt gerade seine Wangen herunterlief. Und das Verrückte war: Es fühlte sich nicht kitschig an, sondern einfach nur grandios gut. Ein Berg schmolz, so groß wie der Mount Everest, und dieses befreiende Gefühl empfand er als große Freude. Glück kann auch heißen, die Mauern um die eigene Seele einreißen zu dürfen, um dann mal alles mit einem ganzen Eimer Tränen auszuwaschen.

Das Glück muss ein Schalker Junge sein! Für einen kurzen Moment schämte Keule sich dafür, immer so schlecht über die Königsblauen gedacht zu haben. In diesem Sinne - Glück auf!

„Freiheit“ von
Ursula Germann,
Öl auf Leinwand,
60 x 60 cm.



Die Arche Noah

Thomas Schneider

Jetzt sind sie alle wieder da. Schlurfend, humpelnd und auf ihre Krücken gestützt, erschöpft und krank, kommen sie auf mein Gut geschlichen. Kämpfen sich die zwei Stufen zur Eingangstür hoch und stehen dann atemlos nach Luft japsend vor mir, als hätten sie gerade die Eiger Nordwand erstiegen. Beim Anblick dieser Mühe und angesichts des matten Glanzes in ihren Augen kommt mir die Arche Noah in den Sinn. Im Geiste sehe ich die Tiere paarweise die steile Rampe hin-

aufwandern, wie sie sich unterhalten und sich vielleicht auch ängstlich fragen, wohin diese Schiffsreise wohl führen mag. Doch während Noah den Tieren der vorzeitlichen Erde zum Überleben verhalf, so kommen diese Zweibeiner, die alle gute Freunde von mir sind, zum Sterben hierher.

Ohne damals auch nur einen einzigen Gedanken an ein Später oder gar an ein Altwerden zu verschwenden, hatte ich mir vor über dreißig Jahren eine heruntergekommene Gästepension in der Eifel gekauft. Der in die Jahre gekommene Besitzer hatte sich schweren Herzens zum Verkauf entschlossen, da er sich zu der dringend nötigen Instandsetzung des maroden Gebäudes nicht mehr in der Lage sah. Eher aus einer Laune heraus hatte ich dieses Anwesen erworben, ohne genau zu wissen, was ich daraus machen würde. Wehmütig hatte der alte Mann auf das geschwungene Brett über der Rezeption gezeigt, an dem noch die Schlüssel zu den einzelnen Zimmern hingen und mir dabei erzählt, mit welcher Freude er den ankommenden Gästen diese ausgehändigt hatte. Nicht des Geldes wegen, wie er betonte, sondern in dem Vergnügen, Gästen ein schönes Zimmer zur Verfügung zu stellen, ihnen einen Raum zu bieten, in dem sie sich vom Geschehen des alltäglichen Lebens erholen konnten. Ja, das Haus gefiel mir auf den ersten Blick. Es bot mir unübersehbar eine Lebensaufgabe.

Schon die Instandsetzung würde Jahre dauern, versprach schweißtreibende Arbeit und verlangte nach dem Einsatz größerer finanzieller Mittel. Doch darüber hinaus schien es ein Versprechen auszustrahlen. Was aber dieses Versprechen beinhaltete, blieb mir über viele Jahre verborgen.

Erst jetzt, am Ende meiner langen Lebensreise, offenbart sich, was mir damals so anziehend und gleichzeitig geheimnisvoll erschien. Dieses Haus hatte sich in all der Zeit als der ideale Platz erwiesen, meinem kreativen Tatendrang Ausdruck zu verleihen. Über viele Jahre hatte ich daran gewerkelt, sämtliche Umbauten selbst in Angriff genommen und das ganze Anwesen nach Herzenslust gestaltet. Es war ein riesiger Kraftaufwand gewesen, aber der hatte sich gelohnt und vor allem: Ich hatte stets meine Freude daran gehabt. Natürlich hatte es auch schwere Zeiten gegeben. Mehr als einmal gab es Momente, da hätte ich das Haus am liebsten angezündet oder mit einer Planierdrape dem Erdboden gleichgemacht, aber ich hatte durchgehalten und irgendwann war es doch fertig geworden. Natürlich würde ich niemals wirklich mit ihm fertig werden, immer wieder kamen mir neue Ideen, aber ich erreichte schließlich einen Zustand, der mir gefiel. Und ohne dass ich es richtig mitbekommen hatte, wurde es zu meinem Zuhause. Und jetzt bietet es den idealen Rückzugsraum zum Sterben.

Eine lange Zeit unseres gemeinsamen Erdendaseins sind wir miteinander bekannt, meine Freunde und ich. Wir haben unsere Höhen und Tiefen durchlebt, haben zusammen über getriebenen Unsinn gelacht, über Verluste geweint, haben vor mancher Entscheidung gezittert und uns vor möglichen Folgen gefürchtet. Vor allem aber haben wir hier oft gefeiert. Wohlhabende und arme Schlucker

sind unter meinen Freunden, Eremiten und Exzentriker, schöne Menschen und bucklige Gestalten, aber ein jeder ist etwas ganz Besonderes für mich. Ich habe diese Menschen im Laufe meines Lebens entdeckt, habe sie eingesammelt wie ein Kunstliebhaber Bilder oder wertvolle Vasen. Ich erfreue mich an ihren Verrücktheiten und bin dankbar, dass ich so auf meine Weise an ihrem Können und an ihrer Ausstrahlung teilhaben darf. Im Gegenzug haben sie bei mir einen Raum des Willkommens, einen Ort der Ruhe gefunden. Einen irdischen Platz des Friedens. Mehr als eine der Frauen habe ich geliebt, heiß und stürmisch, und doch immer wieder nur für eine gewisse Zeit. Nach dem Feuer und dem Verlöschen der Glut sind wir Freunde geblieben. Wenn sich unsere Wege auch für eine Weile trennten, so haben die freundschaftlichen Bande doch gehalten und jetzt sind sie alle wieder da. Die Freunde, die Freundinnen und die Geliebten.

Natürlich kamen sie nicht auf einen Schlag. Sie kamen, je mehr ihre Kraft abnahm und je einsamer sie sich zu fühlen begannen. Ihr Wunsch nach Nähe, nach Kontakt, nach Gesprächen, nach Fürsorge und Gemeinschaft hat sie bei mir stranden lassen, wie Treibgut, das draußen niemand mehr vermisst und das am Ufer wie nebenbei angeschwemmt wird. Ich freue mich auf jeden Einzelnen von ihnen, greife nach hinten, nehme von dem geschwungenen Brett einen der vielen Schlüssel und begleite sie zu ihren Zimmern. Und dabei spüre ich die Freude in mir, ihnen einen Raum zu bieten, zur Erholung, zum Entspannen und zum Ausklang des Lebens. Meine Freunde. Ein von mir zusammengewürfelter Haufen Individualisten. Rückblickend lagen unsere Lebenswege wie bunte Teppiche ausgerollt. Trotz mancher Stolperstellen schauten die meisten von uns zufrieden, manche sogar stolz zurück. Viele von ihnen sind Künstler. Maler, Musiker, Tänzer, Bildhauer und Poeten sind unter uns, und uns alle verbindet die Suche nach dem Sinn des Lebens, die Suche nach dem Licht und ein unstillbarer Lebenshunger ...

Wir hatten ihn beschritten, den Weg. Und während manche tapfer und voller Freude auf ihm dahinstürmten, quälten sich andere eher zögerlich und ängstlich und nun, fast an seinem Ende angelangt, liegen wir da, matt und erschöpft, und bald werden andere über uns hinwegfegen und keinen Gedanken mehr an uns verschwenden. Das Leben selbst schaut nicht zurück.

Zweimal am Tag treffen wir uns zum gemeinsamen Essen am langen Tisch. Die Weißt-du-noch-Geschichten scheinen nicht abreißen zu wollen. Weißt du noch, wie wir damals den neuen Hochsitz des Jagdpächters abgefackelt haben und wie Paul den Bulldozer kurzschloss und dann, weil er die Gänge nicht schalten konnte, durch die Scheunenwand brach? Und wie der Bauer, mit der Mistgabel in der Hand, vor Wut schäumend hinter uns her rannte? Diese und viele andere Erinnerungen an das gemeinsam Erlebte gehen uns nicht aus.

Wie Jesus einst beim letzten Abendmahl mit seinen Jüngern vereint war, so sind nun meine Freunde und ehemaligen Geliebten mit mir versammelt. Und

seltensam, jetzt, wo ich sie durchzähle, da sehe ich ihrer zwölf. Mit ihnen lebe ich in meinem Haus, doch das hier ist nicht die Arche Noah, das hier ist eher die Titanic, die ihren Kurs nicht mehr ändern kann, obwohl – oder gerade weil – der Eisberg, der uns alle zermalmen wird, unaufhaltsam auf uns zutreibt.

Schon sehr früh hatten wir von ihm gehört, dem Tod, waren ihm begegnet und erschrocken, wenn er mit seiner Sense im Leben erschien, wenn er sich unerbittlich seinen Anteil nahm und wortlos wieder verschwand. Wir alle haben ihn oft kommen sehen, wie er unsere Liebsten nahm, die Großeltern, Eltern und Geschwister, Kinder, Freunde, Mann und Frau. Und nichts, kein Angebot konnte ihn erweichen. Denn wenn er seine Wahl getroffen hatte, dann blieb er dabei. Doch dieses Mal soll es nach unserem Willen geschehen. Wir werden uns seiner zerstörerischen Kraft entgegenstemmen und uns nicht vor seinem Kommen fürchten. Wir werden nicht tatenlos warten, bis der Eisberg in unser Lebensschiff einschlägt, dieses Mal wollen wir das Steuer selbst in der Hand halten. Wenigstens einmal im Leben der Kapitän und nicht nur Matrose sein.

Denn ein jeder von uns wird über Bord springen, wenn er das Gefühl hat, es ist genug. Wenn das Ende absehbar ist und augenscheinlich nur noch Zerfall, geistige Umnachtung, Hilflosigkeit und Schmerz als Trophäe winken, dann stellt sich doch unweigerlich die Frage: Wozu ...? Warum sich freiwillig in ein solches Elend begeben (die Alten- und Pflegeheime sind voll von Beispielen), warum sich sehenden Auges dem Untergang überlassen, wenn es auch einen Seitenausgang gibt? Eine Abkürzung, ein persönlicher Notausgang. Und wie der Name es schon sagt: ein Ausgang aus der Not. Jeder von uns hat seinen persönlichen Eisberg in Form kleiner weißer Kügelchen im Nachttisch liegen und jeder darf und wird sie nehmen, wann er es will. So haben wir es beschlossen und so wird es gemacht. Es ist ein beruhigendes Gefühl zu wissen, dass für alle Fälle gesorgt ist. Auch für die, die plötzlich und unerwartet es nicht mehr selbst tun können. Dafür sind dann die anderen da. Wir sind und bleiben Freunde ... bis in den Tod.

Mühsam erhebe ich mich von meinem Stuhl. Die Augen meiner Freunde blicken mir gespannt entgegen. Ich genieße diese liebevolle Zuwendung, die mir wie eine warme Woge entgegenflutet. Blitzartig schießen mir wieder unsere rauschenden Feste in den Sinn. Die Theateraufführungen im Hof, die Kunstausstellungen in allen Räumen, sogar eine Orgie haben wir hier erlebt und viele, viele Gelage an nächtlichen Lagerfeuern. Dann nehme ich ein Stück Brot, hebe es in die Höhe und spreche meinen Dank aus.

„Schön, dass wir eine Zeit dabei sein durften. Dass wir ein winziges Stückchen des Erdendaseins zusammen erleben konnten. Dass auch wir eine kleine Notiz im Laufe der Geschichte wurden. Und egal, wie unser Leben verlaufen ist, wir waren dabei. Und das muss reichen.“

„Amen“, sagt Rolf und dann stürzen wir uns lustvoll auf das Mahl ...

Es könnte durchaus unser letztes sein.

Die Zeit, die es braucht

Karin Zielke

Es war kalt geworden, der Winter rückte langsam näher und Lena sollte an diesem Morgen eine Mütze tragen, die ihre Mutter aus bunten Wollresten gestrickt hatte. Dem Mädchen gefiel dies gar nicht, aber alles Protestieren half nichts, die kratzige Mütze musste aufgesetzt werden. Übellaunig machte sie sich schließlich auf den Weg, ihre Freundinnen würden bestimmt schon auf sie warten. Sie trafen sich jeden Morgen am Nachtigalplatz, um von dort gemeinsam zur Schule zu gehen. Der lag im Berliner Stadtteil Wedding, nicht weit entfernt von der Straße, in der Lena mit ihrer Mutter und ihrem kleinen Bruder lebte. Die Wohnung gehörte zu einer Neubausiedlung mit Zentralheizung und Warmwasser, aber leider mussten sie auf beides verzichten, denn der Krieg hatte die Rohre der Fernheizung zerstört. Lediglich ein kleiner gusseisener Ofen, den ihr Opa organisiert hatte, war in die Wohnküche gestellt worden. Dieser wurde mit Kohle beheizt und spendete die ersehnte Wärme, während die Kälte durch die restlichen Zimmer zog.

In diesen Nachkriegsjahren musste Lena auf vieles verzichten. Am meisten vermisste sie jedoch ihren Vater, der sie zuletzt auf dem Arm gehalten hatte, als sie ein paar Monate alt war. Doch daran hatte sie keine Erinnerung. Für sie war er der Mann auf dem Foto, das im Wohnzimmer stand und das ihre Mutter so oft seufzend und liebevoll betrachtete. Die Vorstellung, einen Vater zu haben, machte Lena stolz und hoffnungsvoll zugleich, auch wenn sie ihn nur vom Bild her kannte. Wenn ihre Freundinnen ihre längst daheim weilenden Väter erwähnten, wurde Lena traurig. Jeden Abend bat sie in ihrem Gute-Nacht-Gebet den lieben Gott voller Inbrunst, er möge doch ihren Vater ebenfalls bald nach Hause bringen.

An den Samstagen, wenn sie nach der Schule ihre Oma und ihren Opa besuchen durfte, war sie überglücklich. Es waren die Eltern ihres vermissten Vaters. Um zu ihren Großeltern zu gelangen, musste Lena zu ihrem Leidwesen mit der Stadt-Bahn fahren, denn sie wohnten leider in einem weiter weg gelegenen Bezirk. Die Fahrt bereitete ihr jedes Mal großes Unbehagen und wenn sie dann endlich im Zug saß, verfolgte sie angestrengt die Haltestellen und las aufgeregt die Namensschilder der Bahnhöfe, um ja nicht den Ausstieg an der Putlitzstraße zu verpassen. Mit Erleichterung fiel sie dann ihrer Oma in die Arme, die sie am Bahnhof erwartete. Erst jetzt konnte sie die gemeinsame Zeit mit ihren Großeltern so richtig genießen.

In der kalten Jahreszeit wurde der Kachelofen im Wohnzimmer geheizt und Lena liebte es, sich an ihn zu schmiegen und die Wärme durch ihren Körper fließen zu lassen. Später, wenn sie sich durch und durch wohlig fühlte, ging sie zum Bücherschrank mit den Glasscheiben, nahm das dicke Buch mit den vielen

Bildern heraus und setzte sich zu ihrem Zigarre schmauchenden Opa gleich neben den Ofen. Sie legte das schwere Buch vor sich auf den kleinen runden Tisch und blätterte langsam die Seiten um. Menschen, Tiere, Pflanzen und Landschaften, alles, was sie sah, kam ihr fremdartig vor und vieles, was sie las, blieb ihr unverständlich. Ihr Opa versuchte unermüdlich, ihr die Bilder aus fernen Ländern zu erklären und ihre vielen Fragen zu beantworten. Bis ihre Oma aus der Küche rief: „Lena, du kannst mehr fragen, als drei Weise beantworten können.“ Dann lachten sie alle drei und Lena wollte wissen, was Weise sind.

Wenn das Wetter angenehm war, ging sie mit ihrer Oma im nahegelegenen Schlosspark spazieren. Obwohl er verwildert und ungepflegt war, machte es großen Spaß, den verschlungenen Wegen zu folgen. Das Schloss war vom Krieg nicht verschont geblieben, Löcher hatten die kunstvolle Fassade verunstaltet. Mit viel Phantasie stellten sie beide sich wunderschöne Damen vor, die prächtige Reifröcke trugen und

an bunt blühenden Blumenbeeten vorbei schritten, begleitet von eleganten Herren. Sie trugen riesige Federhüte und kleine Hündchen sprangen aufgeregt kläffend um sie herum. Voller Begeisterung hatte Lena über die vergangenen Zeiten gelesen und konnte sich dies lebhaft vorstellen. Wenn sie bei ihren Großeltern übernachtete, spielten alle abends ‚Mensch ärgere dich nicht‘ oder ‚Schwarzer Peter‘. Schlafen durfte sie dann auf dem herrlichen weichen Sofa im Wohnzimmer. Während sie den Stimmen ihrer Großeltern lauschte, die am Ofen saßen und sich leise über ihren Sohn unterhielten, schlief sie selig ein.



„Sehnsucht nach dem (noch?) Unerreichbaren“ von Sigrid Brenner, 2020, Öl auf Leinwand, 50 x 80 cm.

An einem Samstag, als Lena frohgelaut mit einer gut benoteten Klassenarbeit nach Hause kam, saß ihre Oma in der mollig warmen Wohnküche und unterhielt sich angeregt mit ihrer Mutter. Was hatte das zu bedeuten? Sollte sie nicht an diesem Wochenende die Großeltern besuchen? Doch sie wagte nicht, nachzufragen. Lena wartete und beobachtete die beiden Frauen, die eifrig miteinander tuschelten und dabei aufgeregt am knisternden Rundfunkempfänger die Knöpfe drehten, weil sie eine bestimmte Sendung verfolgen wollten. Gelangweilt holte sich das Mädchen einen kleinen Hocker und setzte sich ihnen zu Füßen.

Draußen dämmerte es schon und die Hoffnung auf einen schönen Nachmittag bei den Großeltern schwand immer mehr. Dann hörte man eine Männerstimme im Rundfunk, die klar und deutlich in einer Reihenfolge Namen verlas. Mit einem Mal begriff Lena: Das waren die Namen von Kriegsheimkehrern, die morgen, am Sonntag, mit dem Zug auf dem Lehrter Bahnhof ankommen sollten. Plötzlich wurde sie vom Hocker gestoßen, die Schreie und Schluchzer von Mutter und Großmutter, die von ihren Stühlen aufgesprungen waren, klangen befremdlich und ihre Umarmungen wollten nicht enden. Tränen flossen und es wurde geschnieft und geschraubt. Der Name ihres Vaters war im Radio genannt worden! Jetzt wusste sie, dass aus den von ihr so geliebten Stunden mit den Großeltern nichts mehr werden würde. Enttäuscht nahm sie wahr, wie beide Frauen eine große Hektik entwickelten. Ihren kleinen Bruder gab man vorübergehend in die Obhut der Nachbarin. Der Abend und die Nacht waren unruhig, denn man war damit beschäftigt, alles für die morgige Ankunft herzurichten. Kleidung für ihren Vater wurde zusammengestellt, und für die Übernachtung bei den Großeltern packte ihre Mutter eine Tasche. Was sie an Lebensmitteln erübrigen konnte, sollte mitgenommen werden. Essen wurde gekocht und sogar ein Kuchen gebacken.

Am nächsten Tag warteten alle auf dem Bahnhof, wo großes Chaos herrschte. So viele Menschen, die dicht gedrängt beisammen standen, hatte Lena noch nie gesehen. In einer grauen dunklen Masse wurde sie hin- und her geschoben, fest an der Hand ihrer Oma. Es dauerte eine Ewigkeit, dann schrie eine Stimme laut durch die Menge: „Da ist er, da ist er!“ Es war ihr Opa, der dank seiner Größe einen besseren Blick über die Ansammlung hatte. Hastig wurde sie mitgezogen, bis sie vor einem Mann stand, der ihr völlig fremd war. Man umarmte und küsste sich, ein nicht enden wollendes Festhalten und Drücken. Alle weinten, außer Lena. Neugierig schaute sie auf den Mann, der ihr Vater sein sollte und der nur entfernt dem Bild auf der Anrichte im Wohnzimmer glich. Irgendwann fühlte sie seine Hand über ihren Kopf streichen. Da wurde ihr bewusst, was ihr für so lange Zeit gefehlt hatte: das Glück, einen Vater zu haben.

Vorsichtig versuchte sie, ihre kleine Hand in seine zu schieben, in dem Moment, als ihre Mutter die ihre zurückzog. Der leichte Druck, den Lena spürte, als sich die große Männerhand um ihre schloß, war wie ein Geschenk. Nun konnte auch sie endlich den Schulfreundinnen von ihrem zurückgekehrten Vater berichten.

Krach im Kreisel

Manfred Nachtsheim

Mike Neuhaus war als Longos Nachmieter in die billige kleine Klitsche direkt an der Bundesstraße gezogen, damit sein Kumpel in die ruhigere, zum Hof gelegene Wohnung im selben Haus umziehen konnte. Die war doppelt so groß – und mehr als doppelt so teuer. Seitdem litt Longo unter chronischem Geldmangel.

Longo hatte zwar einen Job, und als Anstreicher verdiente er auch ganz leidlich, wenn er tageweise in einem kleinen Betrieb aushalf, denn er arbeitete ausschließlich schwarz. In seinen eigenen vier Wänden hatte er es nicht für nötig befunden, beim Einzug irgendetwas zu renovieren. Aber beim Streichen und Tapezieren anderer Wohnungen schien er talentiert und schnell zu sein. Warum sonst wurde er immer wieder gerufen? Insofern verdiente Longo zwar Kohle, zusätzlich zu seinem Arbeitslosengeld, aber er hatte auch ein Auto, eine 3-Zimmer-Wohnung und stetig wechselnde Freundinnen zu versorgen. Außerdem hatte er großen Durst.

Auch Mike musste sich ganz schön strecken, um mit seinen paar Kröten über den Monat zu kommen. Er war gerade vom Arbeitslosengeld in die Arbeitslosenhilfe gerutscht, was ihm alle zwei Wochen eine Überweisung vom Amt bescherte. Die reichte gerade so, um die Miete zu bezahlen und mit Essen und Trinken über die Runden zu kommen – oder besser gesagt, es reichte gerade so, um NICHT über die Runden zu kommen. Die Kneipenabende finanzierte er sich meist mit gutem Skatspiel, aber zu Hause wollte er ja auch nicht immer auf dem Trockenen sitzen. Allerdings war das monatliche Jonglieren mit der Kohle für ihn vertrautes Terrain.

An einem Samstagmorgen, kurz vor zwölf, hämmerte jemand an Mikes Wohnungstür.

„Mach auf, du fauler Sack!“, brüllte Longo schon im Flur.

Mike kletterte zerschlagen und müde aus seinem provisorischen Couchbett.

„Schrei nicht so, ich hör noch gut!“, stöhnte er und öffnete seinem Kumpel die Tür.

Ein strahlender Longo rauschte herein, mit zwei geöffneten Flaschen Bier. Mit dem Popklassiker ‚One for you, one for me‘ auf den Lippen drückte er Mike eine davon in die Hand und legte sofort los:

„Setz dich, ich erzähl dir was.“

„Erst mal Prost“, meinte Mike und nahm einen tiefen Frühstücksschluck.

„Wie macht der Hirsch?“, fragte sein Gegenüber.

Mike rührte einen Rülpsen wie ein Donnerhall. Nun war er aufnahmefähig. Dann verkündete Longo seine geniale Idee, wie er die schnelle Mark machen wollte. Dazu bräuchte er allerdings die Mithilfe seines Kumpels. Der Plan war

eigentlich simpel: Die beiden würden mit dem Auto so lange durch den neu gebauten Spaghettikreisel im Gewerbepark fahren, bis jemand bei der Einfahrt die Vorfahrt missachten und durchfahren würde. Longo würde dann so geschickt den Kontakt suchen, dass an seiner Karre lediglich Blechschaden entstünde. Er wäre im Recht, Mike wär Zeuge. Und da keiner der Unfallgegner gerne die Polizei ruft, wenn er selbst schuld ist, würden die Verursacher sicher sofort auf das Friedensangebot eingehen, das sein Kumpel vorschlagen wollte:

„300 Ocken auf die Kralle, und der Fall ist erledigt!“

Eine Werkstatt käme viel teurer, und für die Kohle würde das niemand seiner Versicherung melden. Den so erwirtschafteten Gewinn würde man sich teilen, Mike bekäme 100 Mark pro Crash, dafür müsste er auf der Beifahrerseite sitzen, wo auch der Blechschaden geplant war. Das Geld wäre dann sozusagen der Lohn für seinen Mut. Später würde Longo das Auto selbst ausbeulen. Da man in diesem neuen, seltsam verwurstelten Kreisel mit seinen vielen Ein- und Ausfahrten ständig geschnitten wurde, würde ein Samstagnachmittag ausreichen, um fette Beute zu machen. Mit den Worten:

„Longo, du bist der Größte!“, schloss sich Mike dem Plan an.

Eine Stunde später nahm er auf dem Beifahrersitz von Longos Manta Platz, und ab ging die wilde Fahrt. An der Tanke legten

die beiden zusammen, zehn Mark für Sprit sollten ausreichen, der Ertrag würde schließlich um ein Vielfaches größer sein. Strahlend blauer Himmel, im Autoradio forderten Frankie goes to Hollywood zum Relaxen auf, und der Geldregen war quasi zum Greifen nah. Mike freute sich schon darauf, diesen schönen Tag abends in ihrer Stammkneipe ausklingen zu lassen. Vielleicht könnte er sogar Pitter, dem Wirt seines Vertrauens, ein Lächeln auf das Gesicht zaubern, wenn er ei-



„Der Augenblick“ von
Ursula Germann,
Öl auf Leinwand,
70 x 70 cm.

nen Teil seiner zahlreichen Deckel abbezahlt. Und das alles hatten sie sich selbst ausgedacht. Das war neu. Bisher hatte Mike sich stets darauf verlassen können, dass man in jeder Notsituation nur lange genug abwarten musste, irgendetwas Brauchbares würde sich immer ergeben. Aber nun würden sie selbst etwas dafür tun, um diesen Prozess zu beschleunigen. Sie würden ihrem Glück ordentlich auf die Sprünge helfen.

Nach einer Viertelstunde Kreisen im Kreisell wurde Longo langsam nervös.

„Das gibt’s doch gar nicht! Ham die heut alle Fahrprüfung?“, stöhnte er, „oder hat irgendein Idiot groß ‚VORSICHT AUTOBUMSER‘ auf meine Karre geschrieben?“

Die Deppenquote in diesem undurchsichtigen Kreisverkehr betrug normalerweise mindestens zwanzig pro Stunde. Doch entweder waren heute ausschließlich hundertprozentig korrekte Autofahrer unterwegs, oder sie hatten einfach nur Pech. Absolut niemand machte die geringsten Anstalten, die finanzielle Sanierung der beiden Freunde übernehmen zu wollen. Mike bekam langsam einen Drehwurm und Longo wurde immer unruhiger. Dann änderte er seine Strategie und begann, anderen Fahrern eine Falle zu stellen, indem er aufreizend langsam an den Einfahrten vorbeifuhr. Irgendeine Nase musste doch mal die Geduld verlieren und rausziehen. Ergebnis: Fehlanzeige! Nach einer halben Stunde war Longo so genervt, dass er nur noch weg wollte. Mit durchgetretenem Gaspedal wechselte er auf die Innenspur des Kreisells – und übersah prompt den Passat links neben sich. KNIRSCH – KRACH! Als beide Wagen stehen blieben, beschimpfte Longo bereits beim Aussteigen den anderen Fahrer als Blindfuchs, obwohl dieser eindeutig im Recht war. Ein weiterer Passat hielt an, dessen Fahrer den wahren Unfallhergang bestätigte. Mike, noch leicht benommen von dem ewigen im Kreis fahren, glaubte kurz Teil einer Volkswagen-Verschwörung zu sein. Bis zum Eintreffen der Polizei entfachte sich ein heftiger Disput zwischen der Opel- und VW-Fraktion. Den Beamten gegenüber bezeugten die beiden Fahrer, dass der Mann im Manta einfach ohne zu blinken übergezogen hatte. Die Bremsspuren belegten dies ebenfalls. Longo konnte am Ende froh sein, dass der Andere bereit war, den Blindfuchs überhört zu haben und auf eine Anzeige wegen Beleidigung zu verzichten.

Eine Woche später hatte Longo seine Fahrerseite soweit wieder ausgebeult und nachlackiert, dass kaum noch Spuren des Unfalls zu sehen waren. Er meckerte ständig, dass er nun in der Versicherungsprämie gestiegen sei und dass er sich das ganz anders vorgestellt habe. Von der Finanzierungsidee ‚Kreiseln‘ war er für immer kuriert. Dasselbe galt für Mike. Aus der Traum vom schnellen Glück! Dem ließ sich wohl doch nicht so einfach auf die Sprünge helfen. Und wieder einmal fühlte sich Mike in seinem Lebensmotto bestätigt:

Erzwingen lässt sich nichts. Lieber lange genug warten, irgendetwas ergibt sich immer.

Madame Fortuna

Tanja Haas

Der Geruch von Zuckerwatte streifte Tabreas Nase. Hinter ihr lachten Kinder auf dem Kettenkarussell. In ihrer Erinnerung tauchten Bilder auf. Sie und Veronika, die im Autoscooter für eine Massenkarambolage sorgten und Zuckerwatte miteinander teilten, weil das Geld nur für eine Portion reichte. Tabreas Brustkorb zog sich zusammen. So sehr sehnte sie diese Zeit zurück.

Ihr Magen knurrte, gleichzeitig nahm sie den Duft von Crêpes überdeutlich wahr. Seufzend griff sie nach ihrem Geldbeutel und holte einen zerknitterten Fünfer heraus. Sie zog an den Ecken, was kaum etwas nützte. Dann stellte sie sich in die Schlange am Stand. Während sie wartete, bis sie an der Reihe war, schweifte ihr Blick über die Schiffschaukel, was ihrem Bauch ein Blubbern entlockte. Vero hatte sie auf dieses Teufelsding geschleift, kaum dass sie beide alt genug dafür waren. Ein Grinsen stahl sich auf ihre Lippen, als sie daran dachte, wie viel Spaß sie beide hatten, nachdem die Furcht überwunden war. Doch das war lange her.

Etwas weiter weg entdeckte sie einen Wagen in dunklem Lila, dessen Außenwände mit Sternen und Glitzerfunken übersät waren. Eine verschnörkelte Schrift versprach einen Blick in die Zukunft im Tausch gegen ein paar Euro.

„Ihr Glück zum Greifen nah“, las Tabea.

Nachdenklich musterte sie den Fünfer in ihrer Hand.

„Was darf es sein?“

Die Stimme des Verkäufers weckte sie aus ihren Gedanken.

„Ich ...“

Sie sah erneut hinüber zu dem Wagen der Wahrsagerin und schluckte.

„Ja?“, fragte der Mann hinter dem Tresen mit Nachdruck und tippte ungeduldig mit den Fingern auf die Arbeitsplatte.

„Ich ... möchte doch nichts.“

Mit einem entschuldigenden Lächeln eilte sie davon, ohne die Wartenden in der Schlange anzusehen, die empört murmelten. Kurz darauf fand sie sich vor dem Wagen von Madame Fortuna wieder. Hier war keine Warteschlange. Sie zerknüllte den Geldschein zwischen ihren Fingern.

„Was mach' ich hier eigentlich?“, fragte sie sich und wollte auf der Stelle wieder umkehren.

„Wenn Sie lieber eine Crêpe essen möchten, nehme ich Ihnen das nicht übel. Ich persönlich würde gerade sterben für etwas Süßes.“

Die Worte ließen Tabea zusammenzucken. Als sie sich umdrehte, erkannte sie eine junge Frau mit kinnlangen, roten Haaren. Sie trug eine Kette, an der auf Höhe der Stirn eine Mondsichel hing. Tabea trat näher heran.

„Warum holen Sie sich dann nicht eine?“

„Lebensfreude“ von
Sigrid Brenner, 2015,
Öl auf Leinwand,
35 x 50 cm.



Sie nickte in Richtung des Verkaufsstands. Die Wahrsagerin zuckte mit den Schultern.

„Vielleicht wusste ich ja, dass jemand vorbeikommt und meinen Wunsch erfüllt.“

Tabea seufzte.

„Was hätten Sie denn gerne?“

„Zucker und Zimt“, bestellte die Frau mit breitem Grinsen.

Tabea eilte zurück und orderte zwei Crêpes. Für sich wählte sie Schokostreusel.

„Danke, Sie retten mir das Leben!“

„Also. Was treibt sie um?“, fragte die Fremde nach einigen Bissen, während sie mit Daumen und Zeigefinger der freien Hand genüsslich Zuckerkrystalle von ihren Mundwinkeln wischte.

Tabea strich über das dünne Papier um ihre Crêpe und spürte die Wärme an den Fingerspitzen.

„Was meinen Sie?“

Ohne die Wahrsagerin anzusehen, hob sie die Süßspeise an ihre Lippen. Der Geschmack von schmelzender Milkschokolade breitete sich auf ihrer Zunge aus. Sie wollte doch nur den Laden anschauen. Aber war das wirklich alles?

„Etwas bedrückt Sie. Ich sehe es in Ihren Augen“, erwiderte die Frau, zog ein Taschentuch hervor und wischte Mund und Finger ab.

„Vielleicht kann ich Ihnen helfen. Für diese Köstlichkeit haben Sie etwas gut bei mir.“

Die Wahrsagerin zwinkerte und deutete auf einen Stapel Karten. In ihren Augen spiegelten sich Wärme und Neugierde. Tabea betrachtete das Tarotdeck mit Argwohn. Der Teig fühlte sich plötzlich an wie ein schwerer Brocken auf ihrer Zunge.

„Wie heißen Sie?“

Madame Fortuna mischte den Stapel. Zögernd nannte Tabea ihren Namen. Schon einmal hatte sie dem Urteil einer Tarotlegung vertraut. Damals, bevor alles auseinandergebrochen war.

„Also, Tabea. Welche Frage wollen Sie den Karten stellen?“

Die Wahrsagerin breitete den Stapel wie einen Fächer vor sich aus. Tabea reckte den Kopf vor und erkannte eine Frauensilhouette, die einen Vollmond mit je einem Halbmond an jeder Seite über ihrem Körper hochhielt. Sterne umringten ihre Gestalt auf den nachtblauen Kartenrückseiten. Tabea hob die rechte Hand an ihren Hinterkopf und fuhr durch ihr Haar. Sollte sie wirklich? Was, wenn das nicht gut ausging?

„Geht doch schnell, oder?“, fragte sie die Wahrsagerin, die lächelnd nickte.

„Stellen Sie eine Frage. Sie müssen sie nicht mal laut aussprechen. Dann wählen Sie eine Karte.“

Madame Fortuna deutete auf die Karten.

„Nur eine?“

Tabea hob die Hand über den Tarotfächer.

„Genau. Eine Tageskarte. Sie schenkt Ihnen eine Eingebung für den heutigen Tag.“

Unsicher betrachtete sie eine Karte nach der anderen. Dabei dachte sie an Vero. Konnte es wieder so wie früher werden? Eine ewige und glückliche Freundschaft, wie es ihr eben solche Karten vor Jahren versprochen hatten. Die Erinnerung an diese Lüge hinterließ ein Stechen in ihrem Herzen. Sie wollte schon

aufgeben, da erregte ein Blitz im Augenwinkel ihre Aufmerksamkeit. Ihrer Intuition folgend griff sie nach der Karte am äußersten Rand des Tarotfächers, zog diese hervor, ohne sie umzudrehen, und reichte sie schwer schluckend Madame Fortuna. Die Wahrsagerin nahm diese an und schob den Rest des Decks zusammen. Dann zeigte sie Tabea die Vorderseite. Darauf abgebildet war eine brennende Kerze auf einem Altar, eingerahmt von Sternenranken und Mondsicheln. Tabea sah ihr Gegenüber ratlos an.

„Die Ehrlichkeit“, murmelte die rothaarige Frau. „Seien Sie ehrlich zu sich und stehen Sie zu Ihren wahren Gefühlen. Diese Karte ist das Symbol von Klarheit und Kommunikation. Die größte Freiheit liegt darin, die Wahrheit auszusprechen.“

Ein Lächeln trat in Madame Fortunas Gesicht.

„Das Stück Pappe hat gut reden“, brummte Tabea. „Wie soll ich ihr die Wahrheit sagen? Nach all der Zeit? Ich weiß ja noch nicht mal, ob ich sie überhaupt wiedersehen werde.“

Kaum waren die Worte ausgesprochen, wurde ihr bewusst, was sie gesagt hatte. Sie starrte die Frau an, die sie mit wissenden Augen betrachtete. Die Wahrsagerin strich über die Karte und schob sie Tabea zu.

„Sie werden sich bald wiedersehen. Dann seien Sie ehrlich zu ihr und hören ihr zu. Auch sie hat sicher einiges zu erzählen.“

Nach einem kurzen Zögern nahm Tabea das Geschenk an. Eine Vibration in ihrer Hosentasche schreckte sie auf. Mit zitternden Fingern zog sie das Handy heraus und las die Zeilen.

„Wollen wir uns treffen? Deine Mutter hat mir gesagt, du seist auf dem Jahrmarkt.“

Tabea wandte sich von dem Wagen ab und las die Nachricht mehrere Male. Wie war das möglich? In diesem Augenblick wurde ihr klar, welche Worte Madame Fortuna ihr mit auf den Weg gegeben hatte. Erschrocken drehte sie sich wieder um. Doch der Wagen der wundersamen Frau war verschwunden. Ein Kribbeln breitete sich in Tabeas Bauch aus. War das gerade wirklich passiert?

„Da bist du ja, hast du meine Nachricht gelesen?“

Veros Stimme erklang neben ihr. Sie keuchte gehetzt.

„Hab mich echt beeilt, weil ich dich unbedingt sehen wollte.“

Mit geweiteten Augen sah Tabea ihre Freundin an.

„Sorry, dass ich nicht auf eine Antwort gewartet habe. Aber ich dachte, es wäre toll, wenn wir wieder wie früher den Jahrmarkt unsicher machen“, blubberte Vero los.

Es war, als wären sie die letzten drei Jahre nicht getrennt gewesen. Tabea lächelte ungläubig und schob die Tarotkarte in ihre Handtasche.

„Komm, ich geb dir eine Zuckerwatte aus.“

Lichtblicke

Gerda Stark

Die dunkle Zeit des Zweiten Weltkriegs war gerade vorüber, als ich - nach der geglückten Flucht meiner Mutter aus Ostpreußen - in Schleswig-Holstein geboren wurde. Mit wachen Augen schaute ich neugierig in die Welt. Zuerst konnte ich meine Umgebung nur schemenhaft erkennen. Doch im Verlauf meines ersten Lebensjahres schärfte sich mein Blick. Klare Umrisse ergaben ein deutliches Bild von Personen, allen voran das liebevolle Gesicht meiner Mutter. Die gesammelten Eindrücke speicherte ich unauslöschlich in meinem Gehirn. Zwei gesunde Augen waren selbstverständlich, ich schaute interessiert und strahlend in meine

Zukunft.

In der Schule übte ich auf einer Schiefertafel das Schreiben mit einem Griffel. Lesen lernte ich, indem ich meine Fibel zur Hand nahm und zunächst stotternd die Buchstaben aneinanderreihete, was mir mit der Zeit immer flüssiger gelang. Schnell machte ich Fortschritte. Wenn die Hausaufgaben erledigt waren, las ich meiner Mutter, die mit Flickarbeiten beschäftigt war, eine Geschichte aus meinem Märchenbuch vor. Ich liebte diese ruhigen Momente des trauten Zusammenseins, kamen sie doch nicht oft vor, da meine Eltern auf einem Obsthof mit umfangreicher Apfelplantage angestellt waren.

Die Eigentümer lebten in dem langgestreckten Hauptgebäude des Bauernhofs, während meine Eltern mit mir unter dem Dach

„Sternaler-Frau“
von Rita Krupp, 2018
Acryl auf Leinwand,
120 x 90 cm.



zwei Zimmer bewohnten. In der anderen Hälfte des Hauses lagen die Stallungen. Hier waren die Kühe und Pferde untergebracht. Außerdem gab es auf dem Hof Gänse, Hühner, einen Schäferhund und mehrere Katzen. Alle Tiere mussten versorgt und gepflegt werden. Ich durfte die Hühner füttern und die Eier einsammeln. Die Aufgabe meiner Mutter war es, alle anfallenden Arbeiten im Haushalt zu verrichten; sich um den Garten zu kümmern, angefangen vom Säen bis zum Ernten und letztendlich das Einkochen von Obst und Gemüse. Außerdem molk sie die Kühe und fütterte das Kleinvieh.

Mitte der fünfziger Jahre waren die weiterführenden Schulen den höheren Töchtern vorbehalten, doch auch ich als Arbeiterkind durfte nach meiner Eignungsprüfung dieses Privileg genießen und absolvierte die Mittlere Reife. Danach folgte noch ein Jahr auf der Höheren Handelsschule, wo ich mich auf einen kaufmännischen Beruf vorbereitete. Nach Abschluss der Schule arbeitete ich als Stenokontoristin im Büro der Apfelzentrale Holstein, welche die regionalen Äpfel vermarktete. Meine Aufgabe bestand hauptsächlich darin, Diktate zu stenografieren, die ich an der Schreibmaschine abtippte. Der Beruf ermöglichte mir ein festes Einkommen. Es war ein Lichtblick, konnte ich so endlich meine Eltern mit ein wenig Haushaltsgeld finanziell unterstützen.

Später folgte der Umzug von Schleswig-Holstein nach Miesenheim. Die Geburt unserer beiden Mädchen machte meinen Mann und mich sehr glücklich, sie sind unser ganzer Stolz. Alsdann erbauten wir mit Hilfe der Familie und sehr viel Eigenleistung unser Reihenhaus. Es waren arbeitsreiche Jahre. Ich war aus Leidenschaft Hausfrau und Mutter. Das Aufwachsen der Kinder und ihre Entwicklung wollte ich unbedingt begleiten. Als die Mädchen beide die Realschule besuchten, wagte ich den beruflichen Wiedereinstieg.

Ich fand eine Anstellung in einer Anwaltskanzlei. Was hatte sich in der Zwischenzeit alles verändert: Stenoblock und Bleistift gehörten der Vergangenheit an. Mich erwartete ein anonymes Diktiergerät mit einem Knopf im Ohr. Die Schriftsätze fertigte ich mit vier Durchschlägen mittels Kohlepapier. Nach Möglichkeit fehlerfrei. Ansonsten mussten die Tippfehler auch auf den Durchschriften verbessert werden, ein enormer Zeitaufwand. Mit der Zeit verdrängten Computer die Schreibmaschinen. Dieser Fortschritt war eine große Erleichterung für meine Tätigkeit, aber für meine Augen bedeutete die viele Bildschirmarbeit eine hohe Belastung. Allmählich ließ meine Sehkraft nach. Damals waren gerade riesige Hornbrillen modern. Solch ein Unikum beherrschte von nun an mein schmales Gesicht. Ich wurde zu einer ‚Brillenschlange‘. Später benötigte ich auch zum Lesen eine Korrektur. Da ich aber zwei Brillen als unpraktisch empfand, legte ich mir eine Gleitsichtbrille zu. Eine großartige Erfindung. Ich hatte wieder den vollen Durchblick.

Mit Beginn der Rente erhielt ich vom Augenarzt die Diagnose Altersbedingte Makula Degeneration, kurz AMD, für beide Augen, eine krankhafte Veränderung

in der Netzhaut. Den Verlauf dieser trockenen Form der Krankheit kann man mit Vitaminpräparaten zumindest verlangsamen. Doch dann änderte sich das Krankheitsbild und ging über in die gefährliche feuchte Form der AMD. Der Arzt empfahl die Behandlung mit Spritzen direkt ins Auge. Ich erbat mir Bedenkzeit, sprach mit anderen Betroffenen, die mir überwiegend Zuversicht signalisierten. Aber auch einige ängstliche Stimmen wurden laut. Andererseits, ohne Behandlung blieb am Ende nur die Blindheit. Nein, den weißen Stock wollte ich nicht.

Ich hatte gewaltigen Respekt vor der Behandlung, trotzdem stimmte ich mutig zu, da es die einzige Möglichkeit zur Rettung meines Augenlichts war. Bei der Vorstellung, dass bei vollem Bewusstsein eine Spritze in mein Auge versenkt wird, bekam ich ein mulmiges Gefühl. Doch durch die Aufklärung des Augenarztes hielten sich die Ängste in Grenzen. Ich bekam mehrfach Tropfen zur Erweiterung der Pupille, zur örtlichen Betäubung und zur Desinfektion. Das Auge wurde förmlich in Tropfen gebadet. Dann war es so weit.

Bei der Operation wurde ein Tuch über mein Gesicht gebreitet. Der Arzt setzte eine Klammer ein, die das Schließen des zu operierenden Auges verhindert. Danach forderte er mich auf, ganz ruhig in eine Richtung zu schauen. „Es ist nur ein kleiner Piks“, hörte ich ihn sagen und schon verteilte sich das Serum im Glaskörper des Augeninneren. Tatsächlich war alles halb so schlimm. Meine Erleichterung war grenzenlos.

Innerhalb von drei Jahren folgten noch 16 weitere solcher Spritzen, die ich gelassener ertragen konnte. Das Ergebnis war vielversprechend. Die Krankheit schritt nur langsam voran und ich konnte die folgenden fünf Jahre ohne Spritzen auskommen. Eine hervorragende medizinische Leistung, die es mir ermöglichte, meinem liebsten Hobby, dem Lesen, weiterhin viel Zeit zu widmen.

Doch mit der Zeit ließ das Sehvermögen weiter nach. Ein Buch zu lesen, wurde für mich immer beschwerlicher. Das war nur möglich, wenn die Seiten gut ausgeleuchtet waren, die Schrift schwarz gedruckt und nicht so winzig klein. Meine Kinder lösten das Problem, indem sie mir einen E-Book-Reader schenkten. Skeptisch nahm ich diesen in Gebrauch. Eine große Umstellung. Es war kein Buch, in welchem ich die Seiten umblätterte, sondern ein technisches Gerät. Anfangs zweifelte ich an einer positiven Veränderung, jedoch das Ergebnis war überwältigend. Ich konnte das Display optimal für mich ausleuchten und die Schrift klar und deutlich in einer angenehmen Größe einstellen. Was für erfreuliche Aussichten. Ein weiterer Lichtblick.

Dann wollten mich meine Kinder von der Nutzung eines Smartphones überzeugen. Nein, das kam gar nicht in Frage. Die Symbole konnte ich nicht erkennen und die glitzernde Oberfläche verschwamm vor meinen Augen. Da wollte ich lieber mein aufklappbares Seniorenhandy mit den großen Tasten behalten, mit dem es mir möglich ist, eigenhändig die Telefonnummer zu wählen und zu telefonieren oder Nachrichten zu schreiben. Ich kann mich bei der Familie oder



Freunden melden und bin selbst für andere erreichbar. Was will ich mehr? Selbst ist die Frau.

Aber mit fortschreitendem Alter ließen mich meine Augen wiederum im Stich. Kaum mehr als ein Viertel der normalen Sehkraft war mir noch vergönnt. Jetzt war der Graue Star die Ursache. Hatte ich mal wieder laut „hier“ gerufen, als es an die Verteilung von Beschwerden ging? Das Autofahren hatte ich bereits aufgegeben. Noch mehr Einschränkungen wollte ich nicht hinnehmen.

Der Augenarzt riet mir zum Einsetzen einer neuen Linse. Noch eine Operation, nein, sogar zwei. Aber hatte ich eine Wahl? Mit Herzklopfen fand ich mich zum festgesetzten Termin ein. Hatte die Operation sich gelohnt, war sie erfolgreich? Gespannt schaute ich bei der Kontrolle am nächsten Tag auf die Buchstaben der Wandtafel und konnte keine Besserung feststellen. Meine Enttäuschung war riesengroß. Doch der Arzt beruhigte mich, dass das Auge erst einige Zeit brauche, um sich an den veränderten Zustand zu gewöhnen. Ich schöpfte neuen Mut. Nachdem auch das andere Auge operiert war, wurde mein Optimismus schließlich mit einer wesentlichen Verbesserung der Sehkraft auf beiden Augen belohnt. Welch eine Leistung der modernen Medizin: Aus alt mach neu! Ich bin überglücklich über dieses positive Ergebnis. Ein neuer Lichtblick zeigt sich wie ein Silberstreifen am Horizont.

„Zwei Bäume“ von
Carmen Rakemann,
Acryl auf Leinwand,
50 x 100 cm.



In einer kalten Winternacht

Christina Merkel

Vor vielen Jahren begab sich in der Lausitz, die an Polen und Tschechien grenzt, folgende Geschichte. Die kleine Sofie saß am Fenster und beobachtete die dicken Schneeflocken, die langsam die Erde bedeckten. Auf den Ästen der Bäume des angrenzenden Waldes lag schon so viel Schnee, dass sie wie verzuckert aussahen.

Das Mädchen verspürte große Lust, nach draußen zu gehen. Die Mutter half ihrer Tochter beim Anziehen der warmen Wintersachen, obwohl Sofie mit ihren sieben Jahren das schon sehr gut allein konnte.

Als sie vor die Tür trat, atmete das Mädchen tief die frische kühle Winterluft ein und freute sich über das glitzernde Weiß ringsum. Wie ein junges Fohlen sprang sie durch die winterliche Pracht. Ihre dicken, dunklen Zöpfe, die unter der Wollmütze herauslugten, hüpfen lustig mit. Mit beiden Händen griff sie übermütig in den Schnee und warf ihn hoch. Weil sie einen Schneemann bauen wollte, hatte die Mutter ihr eine dicke Möhre und einen alten Hut vom Vater gegeben. Sofie fand noch einige schrumpelige Kastanien für Augen und Mund. Schnell wurde aus einem Bällchen eine dicke Kugel und langsam entstand eine prächtige Schneefigur.

Während das Kind wohlgefällig den Schneemann betrachtete, kam ihr plötzlich eine Eingebung. Schnell stapfte sie in den nahegelegenen Wald. Dort kannte sie sich aus. Ihr Vater hatte sie schon oft auf seinen Kontrollgängen im Forstrevier mitgenommen und sie vieles über die Natur gelehrt. So konnte sie Spuren von verschiedenen Tieren lesen und kannte die Namen etlicher Laub- und Nadelbäume. Nach einer Weile kam sie an eine Lichtung, wo die Tannen wuchsen, die für Weihnachten geschlagen werden durften. Diesmal wollte Sofie ganz allein einen Baum aussuchen. Doch jedes Mal, wenn sie dachte, dies sei der richtige, stand dahinter ein noch schönerer. Als Sofie endlich eine Tanne gefunden hatte, die wunderbar ins Wohnzimmer passen würde, markierte sie diese mit einem roten Band.

Jetzt erst bemerkte das Kind, dass es schon ziemlich dunkel war. Obendrein schneite es immer dichter. Sie sah sich ängstlich um und wusste nicht mehr, wo sie sich befand. Irgendwie sah alles anders aus als in ihrer Erinnerung. Nichts war mehr vertraut. Hastig eilte sie von Tannenbaum zu Tannenbaum, um ihren Weg durch die Schonung zurück zu finden. Ihr Herz klopfte immer heftiger und sie wünschte sich so sehr, dass sie nicht mehr allein in der Dunkelheit wäre. Erschöpft setzte sie sich schließlich auf einen knorrigten Baumstumpf und nahm ihr Gesicht in die Hände. Wie sollte sie nur jemals wieder nach Hause zurück finden? Aus ihren Augen kullerten dicke Tränen. Was sollte sie nur tun? Ihr Herz klopfte wild.

Währenddessen wunderte sich die Mutter, dass ihre Tochter noch immer draußen war. Sie hatte öfter nach ihr geschaut und beobachtet, wie Sofie fröhlich im Schnee tobte. Doch mit einem Mal war sie nirgendwo mehr zu entdecken. Voller Sorge lief sie rund ums Haus und rief laut nach ihrer Tochter, aber es kam keine Antwort. Ihre Angst wurde immer größer. Weil sie kein Telefon hatten, ging sie schnell zu den Nachbarn und rief bei Freunden und Bekannten an. Doch niemand hatte Sofie gesehen. Unter Tränen benachrichtigte die Mutter ihren Mann und die Polizei. Der Vater verließ sofort seine Försterei und stellte einen

Suchtrupp zusammen. Das halbe Dorf und eine Staffel Polizisten mit Suchhunden rückten in verschiedene Richtungen aus. Sie trugen Taschenlampen, Decken und heißen Tee bei sich. Sofies Spur war nicht mehr zu erkennen. Selbst die Hunde konnten nichts finden.

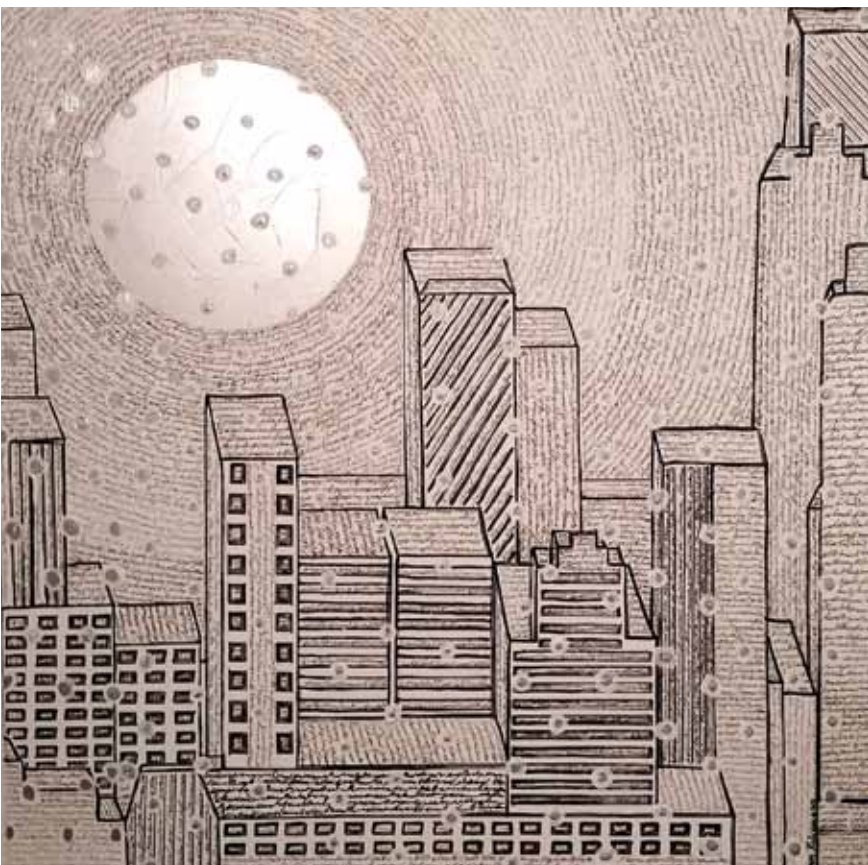
Sofie hatte lange auf dem Baumstumpf gesessen und angespannt in die Dunkelheit gelauscht. Plötzlich spürte sie, wie etwas an ihr Bein stieß. Ein großer Hund, der aus dem Nichts gekommen war, ließ sich neben ihr nieder. Er schaute Sofie mit einem Blick an, dass ihr ganz warm ums Herz wurde. „Wo kommst du denn her?“, flüsterte sie leise und streichelte über das derbe, feste Fell des Tieres.

Nach stundenlanger Suche gaben Polizei und Freiwillige schließlich unverrichteter Dinge auf und verschoben die weitere Aktion auf den nächsten Tag. Eine endlose Nacht folgte für Sofies Eltern, deren Gedanken um ihr schutzloses Kind kreisten. In der Morgendämmerung begann die erneute Suche nach dem Mädchen. Heute zeigte sich die Sonne und der Wald sah zauberhaft aus. Doch für diese traumhafte Pracht hatte niemand ein Auge. Mit jeder Stunde schwand die Hoffnung, das Kind lebend zu finden.

Ständig überlegte der Vater, wo Sofie nur sein könnte. Hatte sie einen Lieblingsplatz? War sie vielleicht in die Tannenschonung gelaufen? Nach Absprache mit der Suchleitung schlug er zusammen mit zwei Freunden schließlich den Weg in Richtung der jungen Nadelbäume ein. Wie groß war seine Freude, als er eine halbe Stunde später seine Tochter gesund vorfand. Überglücklich und mit Tränen in den Augen nahm der Vater Sofie in seine Arme und herzte sein Kind mit unzähligen Küssen. Die anderen Helfer wurden benachrichtigt. Alle konnten das Wunder gar nicht fassen. Wie war das möglich, dass ein so zartes Kind unbeschadet eine eisige Winternacht überstehen konnte?

Wortreich berichtete Sofie von ihrer Weihnachtsbaumsuche und wie sie sich dabei verirrt hatte. Plötzlich sei ein großer lieber Hund gekommen, der sie wärmte und neben dem sie einschlief. Aber als sie erwachte, war er nicht mehr da. Daraufhin schauten sich die Männer Sofies Schlafkuhle und auch ihre Kleidung genauer an und bemerkten die Tierhaare. Sofies Vater erkannte sofort, dass die Haare von einem Wolf stammten. Alle Suchenden staunten und wunderten sich sehr über das Verhalten eines wilden Tieres. Noch oft dachte Sofie an den großen Hund, und immer, wenn sie im Wald war, hoffte sie, ihn wieder zu sehen. Doch dieser Wunsch blieb ihr verwehrt.

„Mein Glück:
Städtereisen“ von
Carmen Rakemann,
2020, Acryl auf
Leinwand,
90 x 90 cm.



Zwischenzeit

Markus Bäcker

Nach langen, zähen Stunden war die Schicht schließlich zu Ende. Erschöpft trat er ins Freie unter das Vordach der großen Halle, in deren mechanisiertem Inneren er unzählige Pakete von Rutschen auf Rollwagen gewuchtet hatte. Eine nie enden wollende Lawine aus beige Quadern, die sich Nacht für Nacht vom Transportband aus über ihn ergoss. Gleich einem Lindwurm spuckte es statt Feuer Berge von Kartonage aus, die er unmöglich abtragen konnte – egal, wie sehr er sich auch anstrengte. Es war einfach nur endlos und sinnlos. Die Luft draußen vor der Schwingtür war von einer ernüchternden Sauberkeit, an die er sich erst wieder gewöhnen musste. Sein Blick glitt müde über die lange Reihe von Laderampen, bis er am Horizont den schmalen Streifen des ersten Lichts eines neuen Tages

erkennen konnte. Aufatmend nahm er die Zigaretten aus der Seitentasche seiner Hose und zündete sich eine an. Das scharrende Geräusch der kleinen Walze, die sich am Feuerstein rieb, ließ ihn aufhorchen.

Regen setzte ein und prasselte auf seinen Kopf und seine Seele, als er unter dem Vordach hervortrat. Die kalte Nässe vermischte sich mit dem Schweiß auf seiner Haut und ließ ihn erschauern. Langsam schritt er mit den schweren Sicherheitsstiefeln über das feucht glänzende Betonpflaster. Wie so oft schwor er sich, dass dies seine letzte Schicht gewesen war. Im trüben Licht der großen Bogenlampen erschien ihm jedes erdenkliche Schicksal besser als dieser verzehrende Moloch. Seine Gedanken suchten kraftlos nach einem Ausweg aus diesem wiederkehrenden Albtraum, bei dem es kein Erwachen gab. Doch alles, was ihm in den Sinn kam, waren nur die altbekannten Widerstände und Barrieren, die ihn in diesen Job zwangen. Ein Job, der seine Existenz ermöglichte und sie zugleich auffraß. Am Haupttor angelangt, legte er seinen Ausweis auf den Scanner und stemmte sich gegen das Drehkreuz. Behäbig setzte sich der schwerfällige Mechanismus in Bewegung. Ein metallisches Klacken und das mahlende Rauschen der Lager zerschnitten seine fahrigen Gedanken. Er hielt kurz inne. Das Geräusch schien ihn aus einer Art von Trance zu wecken, und er beschleunigte seine Schritte in Richtung des Parkplatzes.



„Vogelgezwitscher“
von Carmen Rake-
mann, 2020, Acryl
auf Leinwand,
90 x 90 cm.

Er schloss sein Auto auf und nahm, ohne sich zu setzen, das Handy aus dem Handschuhfach. Natürlich hatte er gehaut, dass keine Nachricht von ihr eingegangen war, dennoch hatte er es gehofft. Resigniert ließ er sich auf den Sitz gleiten. Anfangs hatte er die Schaltkreise des Geräts angefleht, ihm ein Zeichen von ihr zu senden. Ein paar Worte nur. Die erlösende Botschaft, dass vielleicht alles wieder wie früher werden kann. Aber dieses Früher gab es schon lange nicht mehr und lag viele Wochen zurück in der Vergangenheit. Die Hoffnung stirbt zuletzt, drängte es in sein Bewusstsein. Doch das war lediglich eine von diesen albernsten Phrasen, mit denen sich die Menschen nur zu gerne von der Wahrheit abzulenken versuchten. Denn so, wie sich die Hoffnung im Laufe der Zeit abnutzte, schmolz auch der Schmerz der Enttäuschung zu einem Rinnsal der Trauer dahin, das fortan durch sein Leben floss. Eine Weile fixierte er noch die Regentropfen auf der Windschutzscheibe, hinter denen sich das Morgengrauen bereits deutlich abzeichnete, bevor er den kaum sichtbaren Vorgängen von Entstehen und Vergehen mit dem Scheibenwischer ein Ende setzte.

Es war still im Haus, und das diffuse Morgenlicht gab seiner Wohnung bereits sichtbare Konturen. Dankbar stellte er fest, dass er darauf verzichten konnte, das Licht einzuschalten. Im Halbdunkel sackte er auf seinem Stuhl am Küchentisch zusammen. Eine Zeitlang saß er unbeweglich da und spürte nach und nach, wie seine Muskeln schmerzten. Mit den Fingerspitzen zog er den Aschenbecher näher heran, um ihn mit dem aufgestützten Arm benutzen zu können. Die Schicht lag hinter ihm, aber in einer Welt, die um ihn herum erwachte und dem Weckruf von Fernsehen und Radio folgte, gab es keinen Feierabend. Dieses Wort war zu einer absurden Chiffre geworden, seitdem er in der Nacht arbeitete. Es war früh am Tag und er musste jetzt einfach schlafen – egal wie. Vor ihm standen eine leere Flasche und ein halb volles Glas von gestern. Lediglich die rückwärtsgewandte Zeitrechnung hatte noch eine Bedeutung für ihn, da er bereits heute Abend um halb zwölf wieder auf der Schicht sein musste. Ein Morgen schien es in seinem Leben nicht mehr zu geben. Er griff nach dem Glas mit der warmen dunklen Flüssigkeit und leerte es in einem Zug. Genau deshalb mochte er Brandy so gerne, weil er nicht kalt getrunken werden musste. Sanft sickerte der Alkohol in seine Blutbahn, und er spürte, wie sich seine Muskeln entspannten. Er genoss das Gefühl, wie Körper und Geist allmählich weicher wurden, so dass er sich wieder fühlen konnte.

Auf der Anrichte links von ihm stand eine volle Flasche des spanischen Weinbrands. Er griff danach, ohne sich vom Stuhl zu erheben. Dann legte er die rechte Hand um den Flaschenhals und drehte langsam den Verschluss. Das leise Knacken der Aluminiumkappe, gefolgt von dem scharrenden Reiben der Windungen auf dem Glas, wirkte beruhigend auf ihn. Bald schon würden die Grübeleien aufhören und er sich in sein Leben fügen. Dem schlafwandlerischen Taumel mit schmerzenden Gliedern, in der die Zeit ihre Bedeutung verloren hatte.

Wenn Schuld von Glück überwuchert wird

Eine Geschichte und deren Wirkung

Ursula Goldau

Meine Freundin Genia Gortchakowa befragte Menschen in aller Welt, was ihnen Glück bedeute und erhielt in vielen Fällen die resignierte Reaktion: „Nur ein Wort“. Trauriger Zustand unserer Welt, bemerkte sie.

Irgendwann geriet mir eine Broschüre in die Hände, die sich mit dem Thema „Heimat“ beschäftigt und den schönen Titel trägt, dass man diese nicht im Duden finde. Ich wurde aufmerksam und lernte etliche nette Leute kennen – vor allem die Leiterin der schriftstellerischen Unternehmung imponierte mir. Ich erzählte Gabriele Keiser von dem bewegten kurzen Leben meines Großvaters, so, wie es mir überliefert worden war. Sie reagierte sehr interessiert und veröffentlichte in der Folgebroschüre mit dem Titelthema „Brücken schlagen – Grenzen überwinden“ die Geschichte meines Großvaters Arnold Mohr.

Nun begann das Glück zu wirken. Bereits als ich Gabriele Keiser von den tragischen Ereignissen berichtete, hatte ich daraus ironische Momente herausgefiltert – und wir lachten oftmals sehr, so wie meine Großmutter ihre Umgebung erheiterte, wenn sie die Schwächen der Menschen imitativ karikierte. Viele konnten dabei über sich selbst schmunzeln und waren ihr keinesfalls böse. Und doch nagte tiefes Leid um ihren so früh verlorenen Mann an ihr, denn sie war fest davon überzeugt, dass er in der Nazizeit ermordet worden war. Gelegentlich brach es aus ihr heraus und sie zitierte aus „Die Kraniche des Ibykus“ oder „Die Sonne bringt es an den Tag“ sowie aus anderen Gedichten und Balladen von aufgeklärtem Unrecht, auf das der Unschuldige zu lange warten musste.

In der Erzählung über meinen Großvater war bewusst auf anklagende und harte Töne verzichtet worden – und auch auf den traurigen Umstand der Geburt neuen Lebens am Tag der Auffindung der Leiche. Der Aufregung wegen kam die Großmutter verfrüht mit der dritten Tochter nieder, die sie dann alleine zusammen mit ihren anderen beiden Töchtern großziehen musste. Weil sie wegen Rheusfaktorunverträglichkeit bereits zwei Buben verloren hatte, zitterte sie furchtbar um das Leben des Kindchens. Wie groß war da die Erleichterung, dass sie nun ein gesundes Mädchen gebar. In der Erzählung „Als wär' s ein Stück von einem Traum“¹ sind etliche tragische Umstände ausgelassen worden - und dennoch ist die Geschichte wahr.

Aber was geschah nach der Veröffentlichung? Ich erhielt viele positive Reaktionen auf das Heftchen und auf die Großvatergeschichte. Einige forderten die Broschüre sogar eigens deswegen an. Die Notwendigkeit, die unselige Vergangenheit

aufzuarbeiten, wurde in vielen Stimmen laut. Der Begriff ‚Schuld‘ wurde vom Wort ‚Glück‘ überwuchert. Das Allerschönste passierte jedoch mit zwei Briefen und einer Begegnung der Anverwandten. Sie beteuerten, wie gerne sie diesen hochgeschätzten Onkel kennengelernt hätten, sein Wissen werde hoch gewertet und sie bedauerten sehr, dass er so früh diese Welt verlassen musste.

Nun planen wir zusammen ein Versöhnungsfest mit einer schönen Ausstellung. Um Arnold Mohr zu gedenken, der so vieles bewirkt hat. Sehr dankbar bin ich auch meinem Mann, der mich seit 50 Jahren begleitet, was auch bedeutet, dass wir gemeinsam Wunden aufarbeiten. Als promovierter Historiker hat er Zugang zu Archiven – Gespräche mit Kollegen halfen ebenfalls weiter. So wird vielleicht eine Stiftung den Namen Arnold Mohrs tragen. Es ist u.a. überliefert, dass sein Gesang Guillaume Apollinaire zu einem seiner schönsten Gedichte „Nuit rhénane“ („Rheinische Nacht“) inspirierte. Der französische Dichter – damals noch ein junger unbekannter Poet – hatte sich kurz nach der Jahrhundertwende ein Jahr lang im Rheinland aufgehalten, während dieser Zeit hat er sich oft mit meinem Großvater und dessen Familie getroffen. In dem Gedicht heißt es:

*Mein Glas ist voller Wein der zittert wie eine Flamme ...
Der Rhein der Rhein ist trunken wo sich die Reben spiegeln
Alles Gold der Nächte sinkt im Widerschein zitternd herab
Die Stimme singt noch immer traurig zum Sterben
Von den grünhaarigen Feen die den Sommer verzaubern
Mein Glas zerspringt wie mit einem irren Lachen ²*

Mit dieser Stiftung soll die Erforschung von Kunst und Kultur auch denjenigen zugänglich gemacht werden, die sich damit schwertun, weil oftmals die Barrieren zu hoch sind. An dem Vorhaben, das von meinem Mann und mir beschlossen wurde, beteiligen sich auch die Söhne und deren Familien.

Das Glück ist nicht nur ein Wort, manchmal muss es tatkräftig vorbehaltlos und energiereich erarbeitet werden. Verzeihen gehört dazu; auch über sich selbst lächeln, ja lachen zu können und Irrtümer wiedergutzumachen. Vielleicht ist mir meine Großmutter darin Vorbild. Meinen Großvater habe ich nur über das helle Licht, das sein Leben auf uns Nachfahren werfen konnte, kennengelernt in seinem Pazifismus und seinen vielfältigen Begabungen, nicht nur die des Weinbaus, sondern auch der Kunst und der Literatur – und ich möchte so gerne, ebenso wie meine Verwandten, noch mehr über ihn erfahren. Doch auch das Wissen von heute, das ich bestrebt bin, weiterzugeben, halte ich für ein großes Glück, für das ich sehr dankbar bin.

¹ Die Geschichte über Arnold Mohr kann unter folgendem Link aufgerufen werden:
<https://literaturwerk.net/seminare/schreibgruppe/grenzen-ueberwinden-bruecken-schlagen/>

² https://meinbadhonnet.de/wp-content/uploads/2019/11/Guillaume_Apollinaire_E_Flyer.pdf

Markus Bäcker



Der Autor und Grafiker wurde kurz nach der Mondlandung in Andernach geboren. Geprägt durch den geschichtlichen Reichtum dieser Region, verfolgt er eine Vielzahl an Interessen, was dem roten Faden in seinem Leben einen mäandernden Verlauf gibt. Beruflich arbeitete er lange Zeit als Journalist und Redakteur im automotiven Bereich. Vor ein paar Jahren griff er das Schreiben als Reaktion auf gesellschaftliche Entwicklungen wieder auf. In seinen Arbeiten wirft er einen nüchternen Blick auf die Wirklichkeit und manchmal auch dahinter. 2018 brachte er unter dem Titel „Vom Ende her“ eine Sammlung von Kurzgeschichten heraus. Für die nähere Zukunft ist die Veröffentlichung des historischen Dramas „Stilicho“ geplant.

Johanna Braun



Seit jeher ein Bücherwurm, hat sie schon als Kind Geschichten für ihre Familie geschrieben und lange davon geträumt, eine weltbekannte Autorin zu werden. Ein Sprachenstudium und einige Auslandsferfahrungen später verschlug ein zweites Studium die Weltenbummlerin schließlich ins Rheinland. Auch wenn aus dem großen Roman nichts wurde, schreibt Johanna noch immer gerne. Absurdes, Alltägliches und andere Lebenswelten sind ihre Themen.

Sigrid Brenner



Sigrid Brenner begann 2004 mit der Malerei. Bis 2018 arbeitete sie als Krankenschwester in einem psychiatrischen Krankenhaus. Als ihre drei Söhne erwachsen waren, nahm sie Unterricht bei verschiedenen Künstlern, arbeitete aber vorwiegend autodidaktisch. Anfangs schuf sie Landschaften mit Kreide und Bleistift auf Papier. Seit einigen Jahren bevorzugt sie Porträts und Milieustudien mit Öl auf Leinwand. Sie versucht, Stimmungen und Charaktere durch malerische und farbliche Gestaltung hervorzurufen und tauscht sich gern mit anderen Künstlern aus. Sigrid Brenner ist Mitglied der Andernacher Künstlergruppe Regenbogen 94, der WieArt Künstlergruppe Rhein-Neckar und nimmt neben anderen Ausstellungen regelmäßig am Lebenskunstmarkt in Remagen teil.

Ursula Germann



Die Neigung für das Zeichnen und Malen wurde bei der Andernacher Künstlerin bereits in der Grundschule geweckt. Wie das Leben aber so spielt, fing sie erst 2005 mit dem Malen an und besuchte mehrere private und VHS-Malkurse. Sie gehört seit Jahren zur Kunstgruppe Andernacher Regenbogen 94 und stellt ihre Werke in der Kunstgalerie CR aus. Ursula Germann leitet das traditionsreiche Andernacher „Kleine Antiquariat Jona“ sowie den „Büchermarkt“ in der Breite Straße - beides

besondere Secondhand Bookshops. Zusammen mit anderen ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen werden soziale Projekte unterstützt und auch ein Beitrag zur Nachhaltigkeit geleistet.

Ursula Goldau



Die renommierte Künstlerin wurde gegenüber von Andernach im Weinort Leutesdorf geboren. Nach etlichen Aufhalten anderswo, lebt die promovierte und mit internationalen Preisen ausgezeichnete Künstlerin heute auf beiden Seiten des Rheins. Sie ist Mitglied des Berufsverbands Bildender Künstler und organisierte zahlreiche Einzel- und Gruppenausstellungen im In- und Ausland. Neben anderen Projekten bereitet Ursula Goldau im heimischen Fronhof eine Stiftung zu Ehren ihres früh verstorbenen Großvaters Arnold Mohr vor. Die frühmittelalterliche Hofanlage ist das älteste Gebäude von Leutesdorf, das sie zusammen mit ihrem Ehemann, dem bekannten Kunsthistoriker Dr. Christian Rathke, auch für wechselnde Ausstellungen nutzt.

Ellen Graf



Die Autorin und Malerin wurde in Andernach geboren. Nach ihrem Studium der Sinologie, Klassisch Chinesischen Philologie und Anglistik in Trier und Taipei, lebte sie insgesamt 15 Jahre in Taiwan. In-

zwischen ist sie wieder in ihrer Geburtsstadt ansässig und sieht sich als Beobachterin, die versucht, die Menschen und ihre Beweggründe zu erkunden, sowie das Leben zu studieren. Sie schreibt über Begebenheiten, die sie selbst erlebt hat und die sie beschäftigen.

Tanja Haas



Im Jahr 1992 in Andernach geboren, lebt sie auch heute noch zusammen mit Freund und Katzen in ihrer schönen Geburtsstadt am Rhein. Als Autorin liebt sie es, Magie in unserer Welt zu erschaffen und Leser auf einer Achterbahn der Emotionen mitzureißen. Ihre ersten Geschichten schrieb sie 2009, angefangen mit Kurzgeschichten, die sie auf einem Blog veröffentlichte. Im Dezember 2020 erschien ihr erster Roman „Geisterhaft verpflichtet“ im Self-Publishing - der Auftakt zu einer Paranormalen Jugendbuchreihe, die in Andernach spielt. Seit 2020 streamt sie regelmäßig auf ihrem Twitch-Kanal „TanjasSchreibflausen“ zu ihrem Autorinnenalltag, zeichnet und zockt zusammen mit ihrer Community. Zurzeit arbeitet sie an einer Dilogie, die die Leser in die fantastische Welt der Magical Girls entführt. ► tanja-haas.jimdosite.com

Gabriele Keiser



Geboren wurde Gabriele Keiser in Kaiserslautern. Nach etlichen Umzügen und Auslandsaufenthalten lebt die studierte Li-

teraturwissenschaftlerin heute als freie Schriftstellerin, Lektorin und Dozentin in Andernach. Ihre Romane um die sympathische Kriminalkommissarin Franca Mazzari spielen im Dienstbezirk der Polizei Koblenz und vermitteln mit ihren interessanten Schauplätzen ein Gefühl für die Region. Der 8. Band dieser Reihe ist in Vorbereitung und wird in Remagen spielen. Die Leiterin des VHS-Kurses „Schreiben!“ war etliche Jahre Vorsitzende des Verbandes deutscher Schriftsteller (VS) in Rheinland-Pfalz. Sie ist Mitglied in der Vereinigung deutschsprachiger Krimiautoren „Syndikat“ und wurde 2014 mit dem Kulturförderpreis des Landkreises Mayen-Koblenz ausgezeichnet.

► www.gabrielekeiser.de

Guido Theodor Krämer



Der Andernacher wurde 1967 geboren. In seiner Jugend schrieb er für diverse Musikmagazine. Später konzentrierte er

sich neben seiner beruflichen Tätigkeit in der Kinder- und Jugendarbeit auf seine Aktivitäten als Sänger, Komponist und Texter. In der Folge erschienen einige CDs. Derzeit hat er seine musikalische Heimat bei den Eifelrockern von „Heavens a Beer“ gefunden. Seine Leidenschaft blieben jedoch stets historische Romane. Hier legt er gro-

ßen Wert auf Authentizität. Seiner Meinung nach können Dialoge, die in einer geschichtlich angemessenen Sprache verfasst werden, helfen, den Leser in eine andere Zeit zu versetzen. Im Jahr 2017 erschien sein historischer Roman mit dem Titel „Bäckersmann und Tagedieb“, welchem 2021 das Kinderbuch „Pfotenstory“ folgt. Hauptberuflich ist der Autor der pädagogischen Arbeit treu geblieben. Er übt diese, mit Freude, in seiner Geburtsstadt aus.

Rita Krupp



Die pensionierte Förder- schul- und Kunstpädagogin Rita Krupp aus Andernach malt Bilder in Öl und Acryl. Als Kind

verlor sie bei einem häuslichen Unfall auf dem elterlichen Bauernhof in Miesenheim die rechte Hand. Mit ihrem Heimatort verbindet sie jedoch viele schöne Erinnerungen und eine glückliche Kindheit und Jugend. So zog es sie nach ihrem Studium in Koblenz und Mainz und ihrer ersten Arbeitsstelle in Bad Kreuznach zusammen mit ihrem Mann und ihren drei Kindern auch wieder zurück in ihre Heimat nach Andernach. Hier malt sie ihre Bilder von Heimat und Natur inzwischen nicht nur mit der linken Hand, sondern auch mit rechts und ihrer neuen myoelektrischen Handprothese. In diversen Kunstausstellungen nutzte sie die Gelegenheit, ihre Werke einem breiten Publikum vorzustellen.

Christina Merkel



Die Autorin wurde in Freiberg/Sachsen geboren. Im Dezember 1991 zog sie mit ihrer Familie nach Rheinland-Pfalz und lebt seit 2005 in Andernach. Nach ihrer vollendeten Berufstätigkeit suchte sie nach einem sinnvollen Hobby. Durch ihre Kinder wurde sie zum Schreiben animiert. Sie besucht den Kurs „Schreiben!“ in der VHS Andernach, mit dem Ziel ihren Stil zu verfeinern und die vielen Geschichten ihres Lebens zu Papier zu bringen.

Frank Merken



Der 53-jährige Leiter der Stadtbücherei Andernach schreibt in der Hauptsache leidenschaftlich gerne Kurzgeschichten. In seiner Wahlheimat, dem Bergischen Land, war er an diversen Literaturprojekten beteiligt. Noch heute gehört er der Wipperfürther Autorengruppe ‚Loseblattsammlung‘ an. Regelmäßig erscheinen seine Kolumnen in der bibliothekarischen Fachzeitschrift BuB - Forum Bibliothek und Information. Wenn Corona vorbei ist, wird er als Litron 67 wieder sein satirisches Programm präsentieren. Und nicht nur das Schreiben und Lesen sind seine Hobbys. Auch das Kochen, Filme schauen, Musik hören und Reisen gehören dazu.

Gerd Nachtsheim



Der Koblenzer (mit Manfred Nachtsheim verbrüdet und befreundet) ist seit kurzem Rentner/Privateur. Davor hat er Jahrzehnte von und mit Software gelebt und war viel unterwegs. Heute ist er vor allem ahnen- und heimatforschend, lesend und schreibend beschäftigt. Er wandert gerne in der Region und schaut sich Altes und Neues an, bisweilen auch Spiele von Borussia Mönchengladbach.

Manfred Nachtsheim



Der passionierte Familienforscher und VFL-Bochum-Fan bräuchte einen 72-Stunden-Tag, um allen Interessen nachgehen zu können und dabei genügend lebenswichtige Nix-Tu-Phasen zu haben, die er mit Espresso und Buch auf dem Balkon oder im Garten seines Andernacher Hauses genießen kann. Mit dem Schreiben ist seit ein paar Jahren ein weiteres Herzblutthema dazu gekommen. Er hat daher beschlossen, wiedergeboren zu werden, um genügend Zeit für Alles zu haben. Seit er sich ab April 2020 freilaufender Rentner nennen darf, hat ihn die steigende Anzahl von seltsamen „Zufällen“ in seiner Annahme bestätigt, dass das Universum nicht würfelt. ► bearbone.blogspot.com

Viktor Neufeld



Die Werke des Malers und Skulpteurs aus Andernach zeichnen sich besonders durch ihre feinen Strukturen und

Formen aus, mit denen der Künstler ihnen eine sehr persönliche Handschrift verleiht. Seine Wahrnehmung von Figuren mit reduzierten Formen offenbart häufig neue Seiten an alltäglichen Objekten. Das sehr ausdrucksvolle Spiel der Farben in seinen Gemälden verleiht jedem Raum ein besonderes Ambiente. ► www.artneufeld.de

Dagmar Pascher



Nach frühkindlichen Vorleseritualen weckten ihre Eltern schon bald eigene Leselust in der Weitenburgerin, bekräftigt durch die Aussicht: „Wenn du ein Buch

gelesen hast, bekommst du von uns ein neues.“ Das Versprechen war schon bald nicht mehr haltbar und es musste auf die örtliche Bibliothek zurückgegriffen werden. Zur Faszination des Lesens gesellte sich bei ihr mit den Jahren die Freude am Schreiben. Reiseeindrücke, Anekdoten, Besinnliches und Lustiges fanden den Weg vom Kopf zum Papier. Es bereitet der Rheinländerin einfach Freude, ihren Gedanken, Erlebnissen und Fantasien über das Gespräch hinaus durch das Festhalten und Ausmalen in Schrift und Bild eine etwas andere Dimension zu verleihen.

Klaus-Peter Püschel



Klaus-Peter Püschel wurde 1943 in Berlin geboren. Als Offsetdrucker lernte er dort zahlreiche Künstler und deren

Arbeiten kennen, die ihn zu einer ersten Malausbildung bei dem Berliner Kunstmaler Hans Willatowski inspirierten. In den 1990er Jahren folgten erste Ausstellungen in mehreren großen Berliner Kaufhäusern. Kontinuierlich hat er sich in der Öl- und Acrylmalerei weitergebildet. Nach seinem Umzug nach Burgbrohl studierte er bei dem Andernacher Kunstmaler Heribert Elzer. Püschels Malerei bewegt sich zwischen Impressionismus und Expressionismus. Seine Landschaftsbilder sind geprägt von einer lebendigen Farbigkeit. Er ist Mitglied der Initiative Bad Breisiger Künstler und der Künstlergemeinschaft Augstmühle Mayen.

Carmen Rakemann



Die Künstlerin ist in Celle geboren, in Niedersachsen aufgewachsen, hat einige Umzüge in Kauf

genommen, um sich weiterzubilden. Unter anderem hat sie in der dreijährigen Gestalttherapieausbildung mit Träumen und Visionen gearbeitet und persönliche Lebensthemen gemalt. Auf ihrer intensiven Suche gelangte sie in ihre heutige ausdrucksstarke Malerei in vielerlei Techniken. Zahlreiche Ausstellungen, u.a. in Berlin, Brüssel, Freiburg, in denen sie Werke in Holz, Nägeln, Öl- sowie Acrylfarben präsentierte. Im VHS-Kurs „Schreiben!“

feilt sie an ihrer Biographie, in die auch Teile ihrer außergewöhnlichen Krankengeschichte einfließen. Sie lebt in ihrem Wohnatelier in einem Jugendstilhaus und leitet die Kunstgalerie CR in der Stadthausgalerie Andernach.

Petra Schmidbauer



Berufliche Gründe brachten die Mikrobiologin und OP-Schwester mit ihrer Familie an den Rhein. Bei ihrem Umzug

von Berlin nach Andernach kam ihr sehr zugeute, dass sie gern und aufmerksam Menschen beim Erzählen zuhört, denn dazu bieten die aufgeschlossenen, kontaktfreudigen Rheinländer genug Gelegenheiten. Da ihre drei Kinder bereits erwachsen sind, findet sie ausreichend Zeit, viele ihrer neuen Eindrücke schreibend festzuhalten. Sie ist immer bereit, dazu zu lernen und sich zu verbessern. Deshalb schloss sie sich dem VHS-Kurs „Schreiben!“ an, wo sie Inspiration und anregenden Austausch über ihre Erlebnisse und ihr Schreiben findet. Schon als Kind liebte sie es, Geschichten über andere zu sammeln und fühlte sich, als bekäme sie mit jeder ein Stück Leben dazugeschenkt. Das Schöne am Schreiben für sie ist, dass sie sich aussuchen kann, an welchem Ort sie gerade sein will und entscheiden kann, dort zu bleiben, wo es ihr gefällt.

Thomas Schneider



geboren 1962, ist wohl einer der unbekanntesten Schriftsteller weltweit. Die meisten seiner geplanten Lesungen wurden mangels Interesse, noch vor Bekanntgabe der Termine abgesagt. Ungeachtet jeglicher Realität schreibt er weiter. Er lebt auf seinem kleinen Bauernhof in der wunderschönen Eifel, zusammen mit zwei Schweinen und ein paar Hühnern. Er existiert ohne Internet, ohne Radio, ohne Fernseher, ohne Tageszeitung und seit ein paar Jahren auch ohne Kühlschrank. Ein alter Werkstoffofen in der Küche ersetzt die fehlende Zentralheizung und nach eigenen Angaben, hat er genug Bretter vor dem Kopf, um auch die nächste Heizperiode gut zu überstehen. Seine Bücher sind mittlerweile Restseller. Für sein geistig verarmtes Werk erhielt der Autor von der Stiftung Zwecklos das Trostpflaster am Ende der Erfolgsleiter, – dem unteren Ende! Vom gleichen Autor sind bisher erschienen: Dr. Buh und andere Geschichten, Frühlingwind, Der Fels in der Brandung (Roman), Hörb (Roman), Billa und andere Geschichten, Neues vom Onkel Tom, Geschichten aus der Eifel (weiter Katastrophen folgen!!!)

Gabriele Specht-Birlem



Geboren ist sie in Leipzig, aufgewachsen in Köln. Da familiäre Bindungen oft schwierig waren, fühlte sie sich lange Zeit heimatlos. 17 Jahre lang lebte sie

in Südfrankreich, wo sie zum ersten Mal eine enge Verbundenheit zu einem Land aufbauen konnte, was sie sehr prägte. Heute lebt sie wieder in Deutschland und gerne in Andernach. Die Verständigung zwischen verschiedenen Ländern und Nationen sowie persönliche Freundschaften pflegt sie ausgiebig - das ist ihr Lebensthema, das sich auch in ihrer Malerei widerspiegelt.

Gerda Stark



Sie ist in Schleswig-Holstein geboren und aufgewachsen. Bei einem Besuch in Andernach lernte sie ihren späteren

Ehemann kennen und fand in Miesenheim eine neue Heimat. Beruflich war sie als Büroangestellte beschäftigt. Nun macht es ihr Spaß, eher sachliche Berichte zu verfassen. Im VHS-Kurs „Schreiben!“ lernt sie, wie man interessante, spannende Texte formuliert und Emotionen zum Ausdruck bringen kann. Mit Gymnastik, Tanzen und Fremdsprachenlernen hält sie sich körperlich und geistig fit.

Rolf Struve



Mit der Entscheidung, eine Ausbildung zum Metallformer zu beginnen, legte der Andernacher bereits früh den

Grundstein zu seiner späteren künstlerischen Tätigkeit. Bei der Firma Ahlmann lernte er im Metallguss-Verfahren vorwiegend Maschinenteile herzustellen. Nach

und nach kamen dann auch kunstgewerbliche Produkte hinzu. Ein Studium an der Duisburger Hüttenschule ermöglichte ihm vor über vierzig Jahren seine eigene Maschinen- und Kunstgießerei zu eröffnen. Im Jahr 1984 ergab sich für ihn der außergewöhnliche Glücksfall, dass er die Bronzeplastik der Bäckerjungen für den Brunnen auf dem Marktplatz seiner Heimatstadt gestalten durfte. Neben dem Kunstguss ist die Malerei eine weitere Leidenschaft von Rolf Struve. Aber anders als sein Handwerk hat er sich diese künstlerische Ausdrucksform autodidaktisch beigebracht.

Petra Weber



Geboren wurde Petra Weber 1963 im Westerwald. Sie studierte Germanistik sowie Katholische Theologie und ar-

beitet heute als Lehrerin an einem Gymnasium. Seit fast dreißig Jahren lebt sie in Andernach, nicht weit entfernt vom Rhein. Einen großen Teil ihrer Freizeit widmet sie dem Schreiben und Malen. Etliche Kurzgeschichten und Gedichte wurden bereits veröffentlicht. Ihre Motive ergeben sich aus Erinnerungen an besonders schöne Momente, vor allem in der Natur. Einige ihrer Bilder wurden ausgestellt unter anderem in Neuwied bei „Kunst im Karree“ und in der Andernacher Kunstgalerie CR von Carmen Rakemann. ▶ www.petra-weber-art.de

Karin Zielke



Nach Andernach kam die Berlinerin mit ihrer Familie durch eine berufliche Veränderung ihres Mannes. Neugierig und an vielem interessiert, ließ sie sich auf das ihr unbekanntes Kleinstadtleben ein. Bücher begleiten sie seit ihrer Kindheit und Lesen ist ihre größte Leidenschaft. Die Stadt-

bücherei in Andernach wurde zu einer ständigen Anlaufstelle. Während langer Auslandsaufenthalte schrieb sie viele Briefe an Verwandte und Freunde. Daraus entwickelten sich kleine Reiseberichte und Kurzgeschichten. Viele Jahre später, nachdem sie wieder nach Andernach zurückgekehrt war, nahm sie teil am VHS-Kurs „Schreiben!“. Sie sieht darin eine Möglichkeit, das Gelernte in weiteren Geschichten zu verbessern und unterhaltsam zu gestalten.

Autorinnen,
Autoren,
Künstlerinnen
und Künstler

Herausgeber

Literaturwerk
Rheinland-Pfalz-Saar e.V.
Lion-Feuchtwanger-Str. 13a
55129 Mainz

Kontakt

Brigitta Dewald-Koch
(1. Vorsitzende)
Tel.: 0 61 31 - 5 97 03
Mail: info@dewald-koch.de

Stand / Auflage

Juli 2021 / 2.000 Stück

Inhalt

Für den Inhalt der Texte sind die jeweiligen Autoren verantwortlich.

Idee & Koordination

Frank Merken
Manfred Nachtsheim

Redaktion & Lektorat

Gabriele Keiser

Konzept & Layout

Markus Bäcker

Druck

KWN Heinrich-Haus gGmbH
Klimaneutraler Druck mit FSC System/
PEFC Papieren

Nachdruck

Nachdruck und Reproduktion - auch auszugsweise - nur mit Genehmigung.

Impressum

Mit freundlicher Unterstützung



Andernach



Sparda-Bank



„Liebe und Vergebung“ von Viktor Neufeld, 2003, Aquarell, 48 x 36 cm.